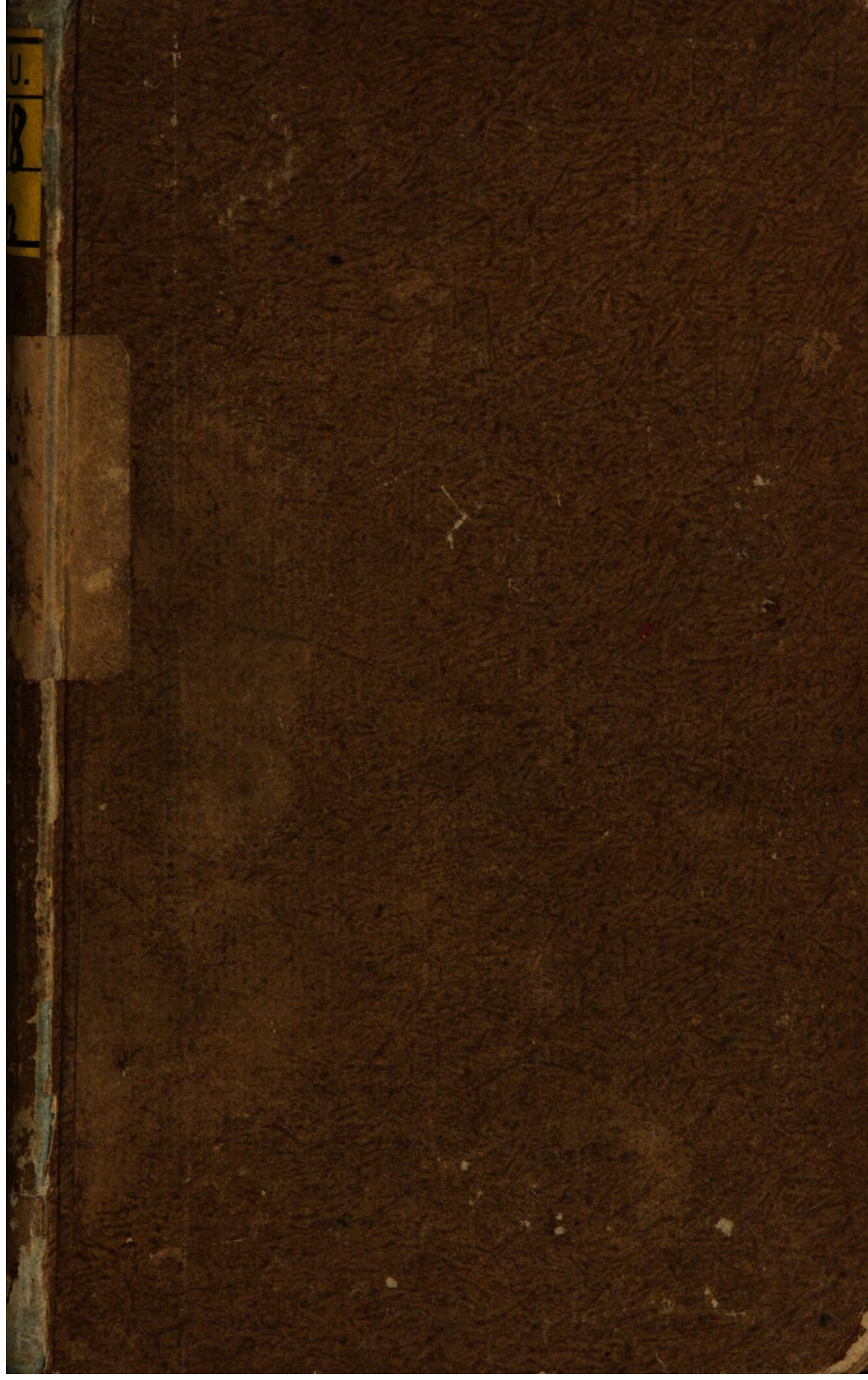




Phil. Un.

218 m

Goluchowski

<36630672820013

S

<36630672820013

Bayer. Staatsbibliothek

E

R.

Die
Philosophie

in

ihrem

**Verhältnisse zum Leben ganzer Völker
und einzelner Menschen.**

Ein Versuch

von

Joseph Goluchowski

Doktor der Philosophie.

Erlangen

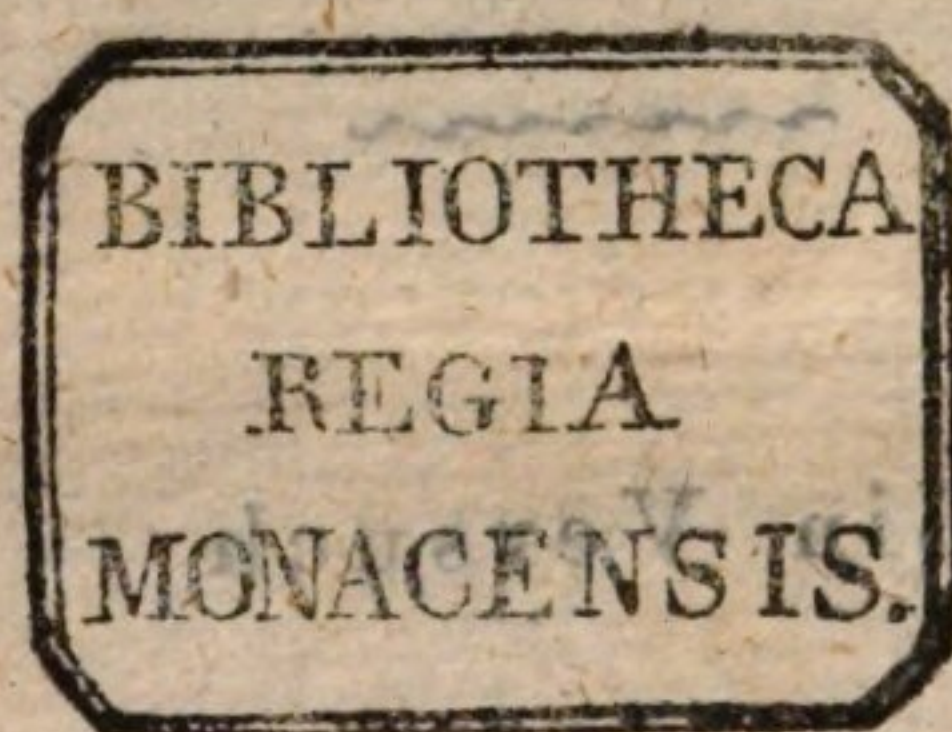
bei J. J. Palm und Ernst Enke.

1 8 2 2.

11 D

Die
Philosophie
in
ihrem

Verhältnisse zum Leben ganzer Völker
und einzelner Menschen.



von

Joseph Goluchowski

Lehrer der Philosophie

Verlag

bei J. J. Palm und Neustadt

1822

Dem

H e r r n

F. W. J. von S c h e l l i n g

Direktor der k. Akademie der bildenden Künste zu
München, Ritter des k. bairischen Civil-Verdienst-
Ordens etc. etc.

Zum

Beweise

inniger Liebe und Hochachtung

widmet diese Schrift

der Verfasser.

Dem

Herrn

F. W. J. von Schelling

Direktor der k. Akademie der bildenden Künste zu
München, Ritter des k. bairischen Civil-Verdienst-
Ordens etc. etc.

Zum



inniger Theilnahme

widmet diese Schrift

der Verfasser

Z u e i g n u n g.

Aus fernen Landen durch die magische Wirkung Ihres Geistes angezogen, habe ich mich einer gütigen Aufnahme von Ihnen zu erfreuen gehabt. Die fortgesetzten Beweise Ihres Wohlwollens und Ihrer Freundschaft machten in mir den Drang rege, die innige Liebe und Hochachtung, welche ich im Herzen für Sie trage, auch durch ein äußeres Denkmahl an den Tag

zu legen. Und so verfiel ich auf den Gedanken, Ihnen dieses Erzeugniß, das ich in Ihrer Nachbarschaft und auf mannigfaltige Weise von Ihnen erregt, hervorgebracht habe, darzubringen: denn ich glaubte, daß ein Mensch einen Menschen nicht besser ehren könne, als wenn er ihm dasjenige weiht, was er aus seinem Innersten herausgenommen, worein er sein verborgenstes Leben, wie ein unsichtbares Gewebe verwebt und worin er gleichsam sein zweites Selbst zurückgelassen hat. Freylich ist diese Schrift zu unvollkommen, als daß sie Ihrer würdig wäre: aber selbst diese Unvollkommenheit wäre vielleicht zum Theil — wenigstens vor Ihnen — zu entschuldigen. Denn gleichwie in der unorganischen Natur ein Körper, in die Nähe eines andern aber schon positiv elektrischen gebracht, auf die negative Elektricität beschränkt wird:

eben so wird auch das menschliche Gemüth, in die Nähe eines großen Geistes gebracht, schüchtern gemacht und in seinen Aeufserungen gehemmt. Wenn Sie daher nur zu oft Gelegenheit haben werden, in dieser Schrift Mängel zu bemerken: so mögen Sie dagegen die Gesinnung, mit der sie Ihnen dargebracht wird, nicht übersehen und darin, wenn nicht ein vollkommenes, doch ein herzliches Opfer erkennen. Wer schon die Höhen erstiegen hat, kann an den Versuchen Anderer, die erst hinaufzuklimmen bemüht sind, wenig Wohlgefallen haben: aber auch dieses ist anziehend für einen Solchen zu sehen, wie ein anderes menschliches Geschöpf mit dem Irrthume, wie mit der lernäischen Schlange ringet, wie es sich gleich einem Strome zwischen Felsen vergeblich einen Weg bahnt, wie dann das Meer der Gefühle immer mehr auf-

schwillt, immer mehr tobt und die Seele auf seinen Fluthen hin und her wirft, bis es endlich die Felsenwände durchbricht und sich über die Welt ergießt.

Erhalten Sie mir auch ferner das Wohlwollen, mit dem Sie mich bisher beglückt haben.

J. Goluchowski.

V o r r e d e.

Der Verfasser, als Ausländer, kann nur mit Schüchternheit auf deutschem Boden mit dieser Schrift hervortreten, — nicht als ob das Volk, dem er angehört, ihm mit dem Bewusstseyn erfüllte, nichts leisten zu können; denn dieses Volk trägt unendliche Keime in sich und hat ein grosses Leben vor den Augen der Welt entfaltet, es darf kühn und hochherzig hintreten vor alle Völker und sich brüsten mit der Schaar seiner Heroen; — nicht als ob die Erinnerung an Pohlen den Haß und die Erbitterung erweckte; denn dieses Volk hat Niemand was zu Leide gethan, und es ist schon an sich fähig, bey allen rechtlichen Leuten einiges Interesse für sich zu erwecken; — nicht als ob es dem Einzelnen keine Anregung gewährte; denn auch der

Pohle hat seine Miltiaden die ihn nie ruhen lassen und er darf nur seine Penaten an's Herz drücken, um bis zur höchsten Begeisterung hingerissen zu werden; — nicht als ob es im wissenschaftlichen Gebiete nicht auch etwas geleistet und, wenn gleich die Ausländer nichts davon wissen oder wissen wollen, neben Kopernik, auch seine Horaze, Thucydidese, Tacite, Demosthenes, Cicerone u. s. w. hätte; — sondern deswegen, weil sich ein Einzelner keineswegs das zu Nutzen machen darf, was dem Ganzen angehört; ferner weil es so gewöhnlich ist, die Stärke der Pohlen in etwas anderes als in Wissenschaft, am wenigsten aber in Philosophie zu setzen und der Verfasser durch die Unvollkommenheiten, die sein persönliches Eigenthum wären, dieses Vorurtheil zum Nachtheile seiner Nation nicht gerne bestärken möchte; dann auch deswegen, weil die Deutschen, namentlich in der Philosophie, so riesenhafte Geister hervorgebracht haben, daß, wenn ein Ausländer von Philosophie spricht, es ihm überaus schwer wird, auch nur einige Aufmerksamkeit für sich zu gewinnen und sich neben ihnen in einer auch nur etwas erträglichen Gestalt vor den Augen des Publikums auszunehmen.

Nun will sich zwar diese Schrift nicht als Philosophie, sondern nur die Philosophie selbst geltend ma-

chen; auch ist sie nicht für Philosophen vom Fache: es könnte aber leicht geschehen, daß, bevor man sie einliesse, nachdem man erfahren hätte, woher sie käme, man auch mit policeilicher Strenge fragen möchte, warum? und in welcher Absicht sie komme?

Wie sehr auch etwas das Werk innerer Liebe und Nothwendigkeit seyn mag, so haben doch immer auf die Hervorziehung desselben an's Tageslicht mehr oder weniger äufßere Veranlassungen Einfluß. Jeder ist in die Gewalt der Umstände gegeben, die ihm seinen Lauf vorzeichnen und seine freye Thätigkeit bald nach dieser bald nach jener Richtung bestimmen. Mancher unserer Schritte erscheint Andern als willkührlich, der doch durch den Zusammenlauf äufßerer Bestimmungen uns beynahe abgenöthigt worden.

Was für äufßere Veranlassungen nun und in wiefern sie zur Erscheinung gegenwärtiger Schrift beygetragen haben, das kann das Publikum füglich ignoriren. Auch hat der Verfasser nicht die Absicht, sich durch die Aufzählung derselben eine Brustwehr zu erbauen, hinter die er sich im Falle der Noth flüchten könnte. Uibrigens, ist an dieser Schrift etwas, das sich Eingang zu verschaffen vermag, so braucht es ohnehin keiner ängstlichen Rechtfertigung: ist aber an ihr

nichts solches, so will der Verfasser auf keine Weise sich Nachsicht erbetteln.

Nur dieses noch wäre nicht überflüssig zu bemerken, daß, so wie sich die Gedanken aller Pohlen um ihre Heimath drehen, auch der Verfasser diese geliebte Heimath nie hat aus den Augen verlieren können; daß er demnach nicht nur auf deutsche, sondern auch und vorzüglich auf pohnische Leser gerechnet hat. In dieser Hinsicht wäre es freylich angemessener gewesen, wenn er diese Schrift in der Muttersprache hätte erscheinen lassen: weil er sie aber auf deutschem Boden zur Welt brachte und ohnehin mit dem Drucke einer pohnischen Handschrift in Deutschland unüberwindliche Schwierigkeiten verbunden waren, so mußte er ihr die Sprache dieses Landes lassen. Andererseits konnte er darauf bauen, daß sie deswegen in seinem Vaterlande an Verständlichkeit nicht verlieren würde, seitdem die Pohlen nicht nur die Gesetzgebungen sondern auch die Sprachen beynahe der ganzen Welt zu lernen verdammt sind, — ein Geschäft, das, wenn es ihnen die Natur nicht durch die angeborne Behendigkeit erleichtert hätte, sehr lästig wäre. Endlich war ihm auch daran gelegen, das Urtheil deutscher Denker, die er so sehr verehrt, darüber zu erfahren.

Dafs hier die Philosophie gerade von dieser Seite aufgefaßt worden, kann keinen befremden, der bedenkt, dafs, weil die Stärke der pölnischen Nation im Leben besteht und eben dieses auch das Charakteristische ihrer wissenschaftlichen Bemühungen ist, es kein Einzelner aus ihr, wenn er sich ihr vernehmbar machen will, an sich verwischen darf.

In wiefern es in Deutschland Noth thue, über das Verhältnifs der Philosophie zum Leben Rede zu führen, ist freylich für einen Ausländer nicht so leicht zu entscheiden: aber auf alle Fälle scheint doch so eine Rede nicht ganz überflüssig zu seyn. Denn wenn gleich Deutschland vorzugsweise das Land der Philosophie zu nennen ist, indem sie hier in ihrer erhabensten Gestalt erschienen; so hat man gleichwohl nicht selten Gelegenheit, bey seinen Gelehrten hin und wieder eine Gleichgültigkeit gegen dieselbe, und bey manchen Nichtgelehrten eine Art bösen Vorurtheils, welchem zu Folge von ihr für das Leben nichts oder doch nur höchst wenig zu erwarten sey, zu bemerken.

Von Unvollkommenheiten weifs sich diese Schrift nicht frey. Glücklich, wer mit seiner Arbeit lange zufrieden seyn kann und der sie nicht alsbald nach ihrer Ausführung zu verschmähen sich gezwungen sieht,

entweder, weil er eingesehen hat, daß an sich nichts daran gewesen oder weil er unter der Zeit größer geworden, denn sein Werk.

Der Verfasser weiß nicht, wie es hierin Andern geht: aber von sich hat er nie das Bewußtseyn abwehren können, daß sich allem, was er auch unternehmen mag, der Tod beygesellt, der die meisten Gedanken, so wie sie über die Lippe kommen wollen, erstickt, andern kaum das halbe Leben läßt, allen sich in den Weg stellt, sie von einander reißt und der Seele unmöglich macht, sie im vollen Zusammenhange aus dem Gemüthe herauszuwickeln, so daß sie ihm dieselben einzeln abkämpfen muß, ohne je das Ganze vollkommen in ihre Gewalt bekommen zu können. Und dieß, weil er sich's selbst gestehen muß, warum sollte er es dem Publikum nicht gestehen? —

Noch muß der Verfasser etwas, was ihm Sorge macht, zur Sprache bringen. Wenn er nämlich bedenkt, wie oft die Menschen, selbst in den alltäglichen Dingen, einander nicht nur nicht verstehen sondern auch missverstehen: so muß er um so mehr befürchten, in dieser Schrift, worin Gegenstände berührt werden, die so ferne von dem alltäglichen Bewußtseyn liegen und von denen es ein so mannigfaltiges Bewußt-

seyn gibt, sowohl nicht - als miß - verstanden zu werden. Und dazu gibt er vielleicht selbst, durch die freye Darstellungsweise, die eben nicht die streng-beweisende ist, die erste Veranlassung.

Aber, was das Letzte anbetrifft, so hat er sich defswegen keine Vorwürfe zu machen. In der Schule gilt die Strenge des Beweises und der abgemessene Gang desselben: außer der Schule kommt Alles auf die Hervorbringung einer allgemeinen Stimmung an. Wohl kann man da durch die Schärfe des Beweises die Gemüther durchschneiden, ja die Widerspenstigen, besonders bey ihrer Unerfahrenheit, ganz zusammenhauen: aber so eine Unterwerfung ist von keiner Dauer, weil man nur den Verstand der Besiegten zu Boden warf, keineswegs aber ihre widerstrebenden Herzen einnahm. Der Aufruhr bricht also bey der ersten Gelegenheit aus und man kommt um keinen Schritt zu seinem Zwecke näher. Dagegen wirkt man in der Welt viel eingreifender auf die Menschen, wenn man das Steife des Beweises in der Schule läßt und ihr Gemüth durch eine freye und lebendige Berührung erregt.

Weil aber bey dieser Art sich mitzutheilen, die Wirkung nach den unendlich verschiedenen Individualitäten, besonders aber nach der Stimmung der Leser,

sich richtet, und nicht selten einen ganz andern als den beabsichtigten Erfolg haben kann, indem zum Nichtverstehen und Missverstehen häufige Gelegenheit da ist: so wagt der Verfasser diese Bitte auszusprechen, daß der geneigte Leser sich wenigstens insofern geneigt erweise, daß er zur Lesung dieser Schrift einen guten Willen bringe und sich nicht zu genau an Worte oder an Bilder, sondern an den Sinn, den sie andeuten sollen, halte. Es gibt Schriften, die durch sorgfältige Zerlegung, andere wieder, die durch eine Art von Sich-hinein-Schauen wollen verstanden werden, und an die Letzteren möchte sich die gegenwärtige anreihen.

Erlangen den 11. April 1822.

Der Verfasser.

Inhaltsanzeige.

Einleitung S. 1

Erster Haupttheil.

Philosophie in ihrem Verhältnisse zum Leben des Volks.

Erste Unterabtheilung: Uiber die Nützlichkeits-
beziehung im Leben, in der Wissenschaft und im
Staat S. 13

Zweyte Unterabtheilung: Vorbereitende An-
sichten.

A. Uiber die den einzelnen Wissenschaften zu
Grundliegende Uridee im Allgemeinen S. 26

B. Uiber die der Philosophie zu Grunde lie-
gende Uridee S. 29

C. Uiber das Verhältniß der Philosophie zu den
einzelnen Wissenschaften . . . S. 39

D. Uiber das Verhältniß der Philosophie zur
Religion im Allgemeinen . . . S. 54

Dritte Unterabtheilung: Einfluß der Philoso-
phie auf den Staat S. 60

Zweiter Haupttheil.

Die Philosophie in ihrem Verhältnisse zum einzelnen Leben.

Erste Unterabtheilung: Einfluß der Philosophie auf eine vortreffliche Lebensführung überhaupt S. 107

Zweite Unterabtheilung: Auf welchem Wege man zur Philosophie gelangen müsse und woher ihre Unverständlichkeit, über die so allgemein geklagt wird, herrühre S. 129

Dritte Unterabtheilung: Einige Situationen des einzelnen Lebens und das Verhältniß der Philosophie zu denselben

A. Das Wirken in der Welt S. 160

B. Das Gemüthsleben S. 172

C. Armuth und Leerheit des Alltagslebens S. 186

D. Lieblosigkeit des Alltagslebens S. 195

E. Gänzliche Haltungslosigkeit des Alltagslebens S. 202

F. Leiden S. 210

Τάληθ' ἢ λέγεις, ὥς ἀχρηστοὶ τοῖς πολλοῖς
οἱ ἐπιεικέστατοι τῶν ἐν φιλοσοφίᾳ τῆς μέντοι
ἀχρηστίας τοὺς μὴ χρωμένους κέλευε αἰτιαῖσθαι,
ἀλλὰ μὴ τοὺς ἐπιεικεῖς.

Π λ α τ ω ν.

Einleitung.

Der niederschlagende Vorwurf, welcher der Philosophie, vorzüglich in ihrer höchsten Steigerung, so oft und allgemein, selbst von jenen, gemacht wird, die sich keineswegs der Gemeinheit ergeben, sondern allerdings nach etwas Höherem ringen, und sich selbst und die Nation weiter führen möchten, — der Vorwurf nämlich: „Sie sey eine müßige Spekulation, die wohl, wie so manches Andere, von grofser Bedeutung für die Schule, aber von keiner oder doch nur geringer für das Leben sey,“ das im Grofsen, auf den Schlachtfeldern und in Nationalversammlungen, im Kleinen,

im Hauswesen und den verschiedenen bürgerlichen Geschäften geführt wird — *einerseits*, und der innige Wunsch, *andererseits*, ob denn in der größten und herrlichsten aller Wissenschaften sich nicht ein historisches Moment nachweisen liesse, wodurch sie, ohne bloß auf den Bezirk des Katheders beschränkt zu seyn, auf das Ganze eingriffe, — macht es der Mühe werth, *Ueber das Verhältniß der Philosophie zum Leben ganzer Völker sowohl als einzelner Menschen* eine genauere Betrachtung anzustellen, um den wohlthätigen Einfluß derselben gehörig zu würdigen.

Wenn wir uns aber gleich anfangs die Aufgabe so stell'ten, daß wir nachzuweisen unternehmen, wie die Philosophie diesem oder jenem bestimmten Geschäfte, oder allen zusammen, Vorschub thue und nützlich sey: so stünde vorerst zu befürchten, daß nicht dadurch die Habsucht derjenigen erweckt würde, welche ihre kaufmännischen Gesinnungen auch in die Wissenschaften übertragen; ferner, daß manche Beschäftigung, auf die gemeinhin sehr viel Werth gelegt wird, vielleicht überhaupt in gar keine Verbindung, oder doch nur in eine äußerst lose, sich mit ihr bringen liesse; dann aber auch, daß sie selbst von Jenen, denen sie etwas leisten sollte, zur Vollfüh-

rung ihrer Geschäfte, um die es ihnen allein zu thun ist, unzureichend befunden würde und ihnen nur als ein Hülfsmittel untergeordneter Art, ersetzbar durch weit brauchbarere, erschiene. Auf diese Weise könnte es geschehen, daß das üble Vorurtheil, welches durch die Betrachtung gehoben werden sollte, nicht nur nicht verhüthet, sondern in einem noch höheren Grade herbeigeführt werden möchte, indem Einige in ihrer Meinung von der gänzlichen Nutzlosigkeit der Philosophie nur noch mehr bestärkt würden, Andere sie aber leicht entbehrlich fänden, so daß sie, weil sie den Erwartungen, welche sich sowohl die Einen als die Andern von ihr machen, nicht genügte, in der öffentlichen Meinung nur noch mehr fallen müßte.

Da also dieser Weg so schlüpfrig ist, und wir schon im voraus sehen, daß er zu einem misslichen Resultate führen könnte, so ist es weit rathsamer, alle besonderen Richtungen aufzugeben, und, ohne uns mit der Untersuchung zu quälen, welchen Dienst die Philosophie dieser oder jener davon leiste, vielmehr zu zeigen: *daß die Philosophie das Leben selbst, ja die Blüthe des Lebens sey.* Weil es aber leicht möglich ist, ja die tägliche Erfahrung allen Zweifel hierüber aufhebt, daß es, eben weil es das höchste ist, von dem Leben so vieler

Menschen nicht erreicht wird, und also überhaupt für dieselben als ein Unding erscheint: so wäre wohl keine große Hoffnung, der Philosophie auf diese Weise ihre unbedingte Bedeutung zu sichern, daß wir uns mit der Betrachtung an das einzelne Leben als solches wenden, und ihre Gültigkeit für dasselbe hervorheben möchten. Denn, wenn sich auch auf diesem Wege manches Vortreffliche finden liesse, so bliebe doch noch immer der Einwurf übrig, daß dieses, wie so vieles Andere, die Geburt von Grillen einzelner Menschen sey, und wohl für Einzelne, die sich gleichfalls dazu getrieben fühlen, Bedeutung haben möge, aber aller allgemeinen Realität entbehre, wodurch wieder alles Errungene so gut wie verloren wäre. Läßt sich nämlich der Philosophie kein nothwendiges Seyn nachweisen, ein Seyn, das nicht nur für Diesen oder Jenen, sondern überhaupt Gültigkeit hätte; kann sie nur auf Einige einen wohlthätigen Einfluß haben, und nicht aufs Ganze: so ist nicht zu begreifen, wie sie sich gegen jenen oben angeführten Vorwurf zu behaupten vermöchte.

Wir müssen uns also an eine umfassendere Form wenden, von der man voraussehen kann, daß sie alles begreifen wird, was ein noth-

wendiges Seyn hat, und in welcher demnach auch die Philosophie, wenn ihr ein solches zukommt, vorkommen muß. Nun sind alle Kategorieen des menschlichen Lebens nur im Staate erschöpft; wir werden uns daher in unserer Betrachtung an die Idee des Staates halten müssen, und es ist vorauszu sehen, daß, wenn die Philosophie Leben ist, sie von jener Idee nicht nur etwa geduldet, sondern als ein nothwendiges Element postulirt werden wird.

Uebrigens ist es der höchsten Wissenschaft viel würdiger, ihren Werth an sich darzulegen, als alles dasjenige zusammen zu suchen, worin sie sonst noch etwa, für diese oder jene Zwecke, förderlich seyn könnte. Auch ist es um so einladender, gleich anfangs von diesem Standpunkte auszugehen, weil, im Falle es gelingen sollte, darzuthun, daß die Philosophie in dem Staate nothwendig begriffen sey und in denselben ihre Wurzeln treibe, eben dadurch auch der Haupttheil des oben erwähnten Einwurfes beseitigt und ihr ein unbedingter Werth gesichert wäre.

Hiermit wäre eigentlich das Hauptgeschäft zu Ende. Weil aber der Staat an Einzelnen fortläuft, so wird es sich allerdings ziemen, auch auf diese Rücksicht zu nehmen und nach-

zuweisen, wie mächtig und vortheilhaft die Philosophie in das Leben der Einzelnen eingreife, wodurch sie dann gegen jeden Vorwurf gerechtfertigt seyn würde.

↑ Nun, nachdem die Hauptrichtung der Betrachtung ausgesteckt worden, haben wir uns hier eigentlich nicht so sehr an eine strengwissenschaftliche Darstellung zu halten, als vielmehr uns alles desjenigen zu befleissen, von dem vorauszusehen ist, daß es in der inneren Erfahrung ziemlich allgemein vorkommen werde; und obwohl es schwer zu errathen ist, wie weit die innere Erfahrung eines Jeden reicht, und über was für ein Gebieth sie sich erstreckt: so kann man sich doch gegründete Hoffnung machen, daß, wofern man nur das rein Menschliche darlegt, dadurch auch mehr oder weniger jeder Einzelne sich berührt fühlen werde.

Es braucht wohl kaum einer besonderen Erwähnung, daß diese Schrift nur für solche bestimmt ist, die noch außer der Philosophie sind; denn daß es überflüssig wäre, Jene, welche schon im Heiligthume dieser Wissenschaft herumwandeln, für sie gewinnen zu wollen, ist doch von selbst klar.

Aber eben um der Eigenthümlichkeit dieser Stellung willen, war es hier der Ort

nicht, wo uns die Pflicht obgelegen hätte, unser ganzes philosophisches Glaubensbekenntniss abzulegen. Wir haben es uns vielmehr zum Gesetz gemacht, darüber nichts zu bestimmen, da es bei einem Anfänger nicht darum zu thun ist, ihn gleich beim Anfange für irgend eine philosophische Parthei zu werben und gegen die andern mit Haß zu erfüllen; sondern wohl hauptsächlich darauf ankommt, ihm die Idee aller Philosophie in ihrer Lebendigkeit vorzuhalten, um ihn durch ihren Anblick für sie zu begeistern. Was könnten wir ihm aber auch durch unser Glaubensbekenntniss nützen? — ihm höchstens ein Panier aufstellen, unter welches er sich reihen, und muthig gegen die Gegner zum Streite rüsten sollte. Freilich, wie die Kirche eine kämpfende ist, bevor sie eine triumphirende werden kann, ebenso muß auch die Philosophie sich durchkämpfen: aber dieser Kampf muß von Meistern ausgekämpft werden, und der Anfänger ist nicht in denselben zu führen, damit er durch dieses sterbliche Moment der Philosophie nicht ihr unsterbliches Wesen aus den Augen verliere und wieder zurück in den Strudel gemeiner Leidenschaft, aus dem er eben emporgehoben werden sollte, geworfen werde.

Dem philosophischen Publikum gegenüber

war so ein Glaubensbekenntniß um so weniger rathsam, da bei der großen Spannung und Divergenz der Philosopheme, namentlich in Deutschland, nicht so leicht Jemand auftreten kann, der, wenn er etwas Eigenthümliches mitbrächte, nicht alle Partheien über sich herfallen machte; oder, wenn er einem schon vorhandenen Systeme huldigen wollte, nicht eben dadurch die ganze Last von Vorwürfen, welche Leidenschaft, Vorurtheile, am Ende die Gewohnheit selbst viele Jahre hindurch auf dasselbe gehäuft, und bei den Unkundigen eine Scheu dagegen hervorgebracht haben, auf sich laden möchte. Vielen ist es nur darum zu thun, daß man ihnen eine bekannte Zielscheibe ausstecke. Dann drücken sie schon ihre Pfeile ab, und da sie nach ihr so oft gezielt haben, so treffen sie, ohne sie einmahl anzusehen — so sehr sind sie in ihrer Kunst erfahren. Besonders treibt's der große Haufe arg, der, wenn ihm nur der rechte Name gegeben ist, ob es nämlich Identitätsphilosophie, oder Idealismus, oder Realismus, oder Criticismus u. s. w. ist, auch gleich sein Urtheil abgibt, welches er nach den jedesmahligen Gerüchten bestimmt, die darüber im Um laufe sind, — seitdem nämlich die Philosophie angefangen hat, auch ein Gegenstand des Tagesgesprächs zu werden.

Dieses Alles sollte vermieden werden; nicht als ob der Streit, der allenfalls entstehen könnte, ein so grosses Uebel wäre, dass man sich vor ihm auf alle mögliche Weise verwahren müfste; sondern weil eine Auffoderung zu demselben an diesem Orte völlig zwecklos wäre, und der Sache nicht nur gar keinen Vorschub thun würde, sondern auch das zufällige Gute verhindern könnte.

Wenn gleich es zur Energie des Characters gehört, Rede zu stehen, wo es sich gebührt und sich nicht jener Wandelbarkeit zu ergeben, welche, um es Allen recht zu machen und es mit Niemand zu verderben, alle Augenblicke bereit ist, die innerste Ueberzeugung nach äufseren Bestimmungsgründen umzumodeln: so ist es andererseits doch nur Schwäche und Muthwillen, wenn man ohne eine vernünftige Veranlassung absichtlich Andern in den Weg tritt, und sie unnützerweise zum Streite reizt. Auch der Kampf hat sein Grosses; aber nur, wenn er würdig gekämpft wird. —

Dass die Ansichten, welche in dieser Schrift entwickelt werden sollen, nicht Allen zusagen werden, ist leicht vorauszusehen. Aber um dieses bitten wir nur, dass, wenn auch Männer vom Fache sie ihrer Aufmerksamkeit würdigen sollten, sie die Eigenthümlich-

keit des hier absichtlich genommenen Standpunktes nicht übersehen möchten. Da wir nämlich den gebildeten Theil der Nation überhaupt vor Augen hatten, so konnte es nicht unsere Absicht seyn, die Gedanken, die uns vorschwebten, an die Paragraphen-Schnur anzureihen und alle Regeln der gelehrten Bücher-Architektonik streng zu beobachten: wir glaubten vielmehr, weil wir die Philosophie auf dem Punkte aufgefaßt haben, wo sie die Schule verläßt, auch den Launen des Lebens ausser der Schule willfahren und den reinwissenschaftlichen Vortrag vermeiden zu müssen, indem wir nur auf dem Wege einer lebendigen Darstellung hoffen konnten, allgemeinen Eingang zu finden und selbst diejenigen zu erreichen, die sich sonst mit solchen Gegenständen wenig befassen.

Erster Haupttheil.

*Philosophie in ihrem Verhältnisse zum
Leben des Volks.*

Erster Haupttheil.

Philosophie in ihrem Verhältnisse zum
Leben des Volks.

Erste Unterabtheilung.

*Uiber die Nützlichkeitsbeziehung im Leben, in der
Wissenschaft und im Staat.*

Der Mensch will leben; denn ihn treibt der Hunger des Lebens. Es ist daher gar nicht zu verwundern, wenn er — jeder nämlich auf seine Weise — alles was ihm vorkommt damit in Beziehung setzt, und demjenigen vor allem andern einen grossen Werth beilegt, was auf die Anfachung und Befriedigung desselben einen wohlthätigen Einfluss hat. Das nennt er dann nützlich, dem strebt er vorzüglich nach. Wenn man aber von diesem Punkte ausgeht, so begreift man nicht, wie der Mensch überhaupt etwas für nicht nützlich ansehen könne; denn was er auch hervorbringt, es mag seyn von welcher Art es wolle, ist eine Aeufserung seines Lebens, eine be-

stimmte Entwicklung seines Lebenstriebes. Alles muß also seinen Nutzen haben, weil alles vom Leben kommt, und auf's Leben zurückwirkt. Gleichwohl herrschen so verschiedene und entgegengesetzte Ansichten, wenn man auf die sogenannte Nützlichkeit von etwas zusprechen kommt. Dieses hat in den verschiedenen Richtungen, nach welchen sich die Menschen bewegen, seinen Grund. Eine unendliche Bahn ist Allen eröffnet; aber jeder Einzelne bemächtigt sich nur eines kleinen Theils derselben, in welchem er wie in einer eigenen Welt lebt und nach welchem er alles Andere mißt. Da früher eigentlich alles nützlich hieß, was fähig war, den menschlichen Geist zu beschäftigen, so wird es jetzt erst dadurch, daß es auf eine bestimmte Beschäftigung Beziehung hat. Jeder heißt nun das nützlich, was innerhalb seiner eigenen Sphäre liegt, oder was von denjenigen Sphären seiner Nachbarn, welche er noch selbst übersehen kann, erreicht wird. Alles Uebrige ist ihm ein Jenseits, wornach nur eine müßige Spekulation haschen könne. Daraus bildet sich nun eine beschränkte Ansicht, die das Leben nur auf seine ärmlichste Erscheinung, auf seine sterbliche Hülle und auf dasjenige zurückführt, was in dieselbe gelegt werden

kann; was sich aber in sie nicht fügen will, das sey schon auſſer der Sphäre deſſelben, wovon man als von etwas Unpraktiſchem und Nutzloſem weiter keine Kenntniß zu nehmen brauche. Auf dieſe Weiſe bekommt immer mehr Beſtand, was ſo gemeinhin unter der Menge als Leben im Umlaufe iſt: fröhlich und vergnügt ſeyn, in Geſellſchaften gehen, einen guten Ton führen, die rechte Manier zu verſtehen, ſich in der Welt durchzuhelfen, eine leidentliche Rolle in ihr zu ſpielen und ſich mit allem dem zu verſehen, was ich recht eigentlich den Ballaſt des Lebens nennen möchte, — die äußeren Güter nämlich, ohne welche unſer Fahrzeug freilich bald umſtürzen würde. Wir ſind nicht gemeint, dieſem Leben Krieg anzukündigen, oder gar zu ſeiner Vertilgung aufzufodern; führe es, wer es führen will. Aber das können wir nicht mit Gleichgültigkeit anſehen, wenn es ſich zum Maſſſtabe alles andern aufwerfen will; wenn es alles in denſelben Tiegel der Beſchränktheit wirft: die Gewerbe und die Wiſſenſchaften, das ungezwungne Spiel der Phantaſie und die hohen Werke der Kunſt, die Gebilde der Induſtrie und der Natur, die Alltäglichkeit und die Geſchichte. Das können wir nicht mit Gleichgültigkeit anſehen, wenn es nicht in der

ihm eigenthümlichen Sphäre und bei Einzelnen bleibt, sondern sich sogar für den ganzen Staat geltend macht.

Dadurch kommt eine beschränkte und ganz verkehrte Ansicht in alles menschliche Wissen und Handeln, welcher zufolge in den Wissenschaften nur dasjenige zum Leben gehört, was sich die Menge gleich zu Nutzen machen kann. Also eure Begeisterung, ihr Naturkündigen! mit der ihr euch in den Schoofs der Natur werft und ihre Fülle erschöpfen wollt, ist kein Leben? Eure Wonne, ihr Astronomen! in welcher ihr die Himmel durchzieht, ist kein Leben? Der unwiderstehliche Reitz, ihr Mathematiker! der euch treibt, die Vernunft in den Raum und die Zeit hinauszustellen, ist kein Leben? Die Liebe, ihr Philologen! mit der ihr an dem Geist des Alterthums hänget, und euch an ihm labet, ist kein Leben? Die Uneigennützigkeit, ihr Rechtsgelehrten! mit der ihr der Gestaltung und Entwicklung des ideellen Organismus des Rechts nachforscht, ist kein Leben? Der mächtige Trieb, ihr übrigen Gelehrte! der euch in diesem oder jenem Gegenstande eure Befriedigung zu suchen heisst, ist kein Leben? — Und wenn man euren Wissenschaften doch nicht allen Nutzen abspricht, so geschieht es nicht deswegen

gen, weil sich darin euer Geist, wie in seinem Elemente erfreut, sondern weil sich daraus etwas für Jedermann Brauchbares ziehen läßt; und wenn man sie euch ruhig weiter bauen läßt, so ist es auch nicht defswegen, um eurem Schwunge freien Lauf zu lassen, sondern weil man von euren Bemühungen etwas zu gewinnen hofft.

Nun steht es zwar einem Jeden frei, von den Wissenschaften solche nützliche Anwendungen auf die gewöhnlichen Geschäfte zu machen, und soviel Gewinnst von ihnen zu ziehen, als es ihm nur immer möglich ist: aber sie einer solchen Nützlichkeitsbeziehung gänzlich zu unterwerfen, überall nur darauf zu sehen, den merkantilischen Gewinnst zum Princip und zum Endziel alles Bestrebens zu machen, — das heißt das Erhabenste aus dem menschlichen Leben hinwegfegen und die elendesten Ansichten in dasselbe bringen; das heißt die größte Barbarei einführen, gegen welche sich jeder echt wissenschaftliche Mann aus allen Kräften stemmt.

Die Wissenschaften sind eine eigene Stufe des Lebens: sie müssen daher eine eigene Seele haben, und wenn gleich sie sich nicht widersetzen dürfen, daß den andern Stufen von ihnen Hülfe werde, so müssen sie doch

immer diejenige Natur behaupten, die ihnen eigenthümlich ist, und sich ja nicht einer andern unterordnen. So bald sie ihren wahren Standpunkt verlassen, gerathen sie in ein, ihrer ganz unwürdiges, Gebieth und werden Handwerke, welches nur denen willkommen seyn kann, die den Wunsch hegen, dafs es nur lauter Handwerke und weiter nichts gäbe, allen jenen aber eine Schmach seyn mufs, deren Leben über das Handwerk hinausstrebt.

Was soll da aber daraus werden, wenn sich solche Ansichten im Staate geltend machen? — Zwar ist der Staat, als die höchste Organisation, er möge von der Beschränktheit seiner Führer hin und her gezerzt werden, wie er immer will, schon an sich ohne alles wissenschaftliche Streben nicht möglich, — denn er ist die zum Leben gewordene Wissenschaft — und in sofern kann er mit dem, was gemeinhin Leben heifst, nicht ausreichen: aber auch er kann von jener Einseitigkeit ausgehen, und sich durch eine beschränkte Nützlichkeitsbeziehung bestimmen lassen. War nun diefs bei dem Einzelnen blofs Gemeinheit, so ist es im Staate ein Gräuel zu nennen.

Was haben Jene für einen Begriff vom Staate, welche nur auf solche Gegenstände einen Werth legen, und nur auf solche Be-

schäftigungen die Thätigkeit der Staatsbürger lenken möchten, die entweder den Ackerbau, die Industrie und den Handel unmittelbar befördern, oder überhaupt den Nationalreichtum in irgend einer Beziehung vermehren, oder die beim Kriegführen gute Dienste leisten, oder in der Verwaltung sich gut brauchen lassen; — mit einem Worte, die nur dasjenige mit ihrer Gunst beehren, wovon sie eine handgreifliche Anwendung machen können, alle wahrhaft wissenschaftlichen Anstrengungen aber entweder als überflüssigen Luxus oder gar als ein müßiges Kopfbrechen, das nur von nützlicheren Geschäften ablenket, ansehen? Sie wissen nicht, daß der Staat keinesweges bestimmt sey, diese oder jene Erscheinung zu werden, diesen oder jenen Zwecken zu dienen: sondern daß es seine ewige Idee fodere, alle Keime des Lebens zu entwickeln und alle Formen desselben zu erschöpfen. Er ist der Leib der Menschheit. Was dem Einzelnen unerreichbar war, soll durch ihn erreicht werden. Er hat also eine unendliche Tendenz. Nicht nur dieses oder jenes, was zur Erreichung irgend eines besonderen Zweckes taugt, hat er zu verfolgen; sondern überhaupt alles, was die Menschheit weiter bringt, mag es seyn von welcher Art es wolle, die Wissenschaften so

gut wie die Gewerbe, das Irdische so gut wie das Himmlische. Dann erst wird er in einem vollkommenen Zustande seyn, wenn er sich nach allen Seiten entwickelt haben wird. Dahin soll er aus allen Kräften streben, und die Entwicklung nicht nur nach keiner Richtung hemmen, sondern, wenn sie etwa durch andere Umstände gehemmt seyn sollte, dieses Hindernis aus dem Wege räumen. Am wenigsten aber darf er irgend einem Schwunge Zaum anlegen und ihn als unnütz ansehen; vielmehr muß er jeder Art von Aufstreben die unbeschränkteste Freyheit gewähren.

Durchaus unentbehrlich ist diese Freiheit den Wissenschaften; sie müssen nur um ihrer selbst willen angebaut werden, wenn sie gedeihen sollen. Das wissen die Gelehrten gar wohl, und sie haben daher seit jeher gegen die Unterwerfung ihrer Wissenschaften unter das Princip des Nutzens protestirt. Aber unglaublich ist es, wie dieselben Gelehrten sich so weit vergessen können, diejenige Freiheit, die sie für sich selbst so eifrig begehren, der Philosophie verkümmern zu wollen, und denselben Nützlichkeitsmasstab, unter den sie sich nicht haben beugen wollen, nun auf ihre Weise an diese anzulegen. Sie verlangen, ohne doch bei ihr in die Schule zu gehen, daß, wenn

sie sich nicht zu helfen wissen, sie zu ihnen herabsteige und ihnen den Knoten, gerade auf diese Weise, wie sie es gerne haben möchten, löse. Sie suchen sich aus derselben nur dasjenige heraus, was sie darin eben für sich brauchbar finden, und verwerfen alles andere als unnütz. Nie mögen sie ihr den freien und selbstständigen Lauf gönnen, sondern wollen sie immer nach ihren eigenen und beschränkten Begriffen schulmeistern, und wenn sie mit ihr nichts anzufangen wissen, so verschreyen sie sie als eitle Kopfbrecherey, die nur den Geist verwirre und die Zeit raube. Was wird aber gleichwohl von ihnen nicht für ein Zetergeschrei erhoben, wenn dieselbe Philosophie, nachdem sie den Gipfel erstiegen und zu einer festen Form gelangt ist, aus dem Zustande des Müssigganges, dessen sie sie so oft angeklagt haben, herausgeht, die andern Wissenschaften aus ihrem Jammer zu sich empor hebt, die Geistlosigkeit der früheren Behandlung aufzeigt, dem Ganzen eine völlig neue Wendung giebt, und diejenigen, die sich gegen diese Reform sträuben, unter dem Schutte der alten Formen begräbt? — Da heisst es, dass sie alle Wissenschaften mit ihren Grübeleien anstecke, dass sie überall tiefe Nacht verbreite, dass sie dem gesunden

Menschenverstand Hohn spreche, und dergleichen mehr. Bleibt also die Philosophie in der gänzlichen Abgeschiedenheit von ihnen, so ist es nicht recht; kommt sie unter sie, so ist es auch nicht recht: und so kann sie es ihnen nie recht machen, weil sie eigentlich gar keine Philosophie, sondern nur ein Werkzeug haben wollen, in ihrer Wissenschaft ihr tägliches Brod zu verdienen — gerade so, wie jene gemeinen Leute, die so etwas, und weiter nichts, in allen Wissenschaften suchen.

Was sie also an diesen tadelten, das thun sie nun selbst; und wenn die Regierung liberal genug ist, um allem Forschen des Geistes freien Lauf zu lassen, so wollen sie diese Freiheit nur auf sich deuten, der Philosophie aber nichts davon zukommen lassen, — nicht anders, als jener böse Knecht in der Schrift, dem der Herr seine Schuld erlassen, der aber mit seinem Mitknecht nicht desgleichen thut, sondern ihn wegen seinen Schulden ins Gefängniß wirft. Ja, sie sind am Ende im Stande, gegen die Philosophie, weil sie ihnen so viele Striche durch die Rechnung macht, selbst die Regierung einzunehmen, und trachten sich dadurch Gehör zu verschaffen, daß sie dann und wann das alte Lied von der Nützlichkeit wieder anstimmen, worin sie

ihre eigene Unentbehrlichkeit weit und breit besingen, der Philosophie aber alles Ueble nachsagen: daß sie dem Staate völlig überflüssig sey, ja, ihm sogar und der Religion gefährlich werden könne u. s. w.

Es wird oft über die Härte des politischen Despotismus geklagt, aber wie viel häufiger und härter ist er nicht selten im Reiche der Wissenschaften, wo man ihn bei der republikanischen Verfassung gar nicht erwarten sollte. Zu allen Zeiten haben sich viele Gelehrte bemüht, eine gewisse Schranke festzusetzen und den menschlichen Geist darin gefangen zu halten. Geht Einer hinüber, oder schiebt er sie eben nicht nach ihrer Meinung weiter hinaus, so fallen sie von allen Seiten über ihn her, und suchen, wie sie ihn zu erwürgen vermöchten. Können sie ihm nicht beikommen, so thun sie ihn wenigstens in den Bann, stellen ihn bei den Unkundigen als einen mit einer bösen Krankheit Angesteckten dar, und verschreien ihn auf allen gelehrten Marktplätzen, — zur Warnung für alle Uebrigen, damit nichts ohne ihren Willen geschehe.

Die Philosophie hat seit jeher das Unglück gehabt, die entgegengesetztesten Vorwürfe zu erfahren, indem es immer Menschen gibt, die sich ein Geschäft daraus machen, sie auf alle

mögliche Weise bei den Unkundigen zu verunglimpfen. Die Einen legen ihr zur Last, daß sie die unruhigen Köpfe aufrege und die revolutionären Keime im Staate entwickle; die Andern klagen wieder, daß sie eine müßige Spekulation sey, daß sie sich ausser allem Leben halte, und weder dem Staate noch dem Einzelnen Vortheil bringe. Einige beschuldigen sie der religiösen Schwärmerei, während Andere behaupten, daß sie geradezu auf Irreligion führe. Bei Andern hat sie das verschuldet, daß sie den übrigen Wissenschaften keine Hülfe leiste; und wieder Andere werfen ihr gerade das Gegentheil vor, daß sie nämlich alle Felder des Wissens überschwemme und durch ihre Grübeleien verwirre. So kommt es, daß Partheien, die sich sonst wie Antipoden entgegengesetzt sind, obwohl aus verschiedenen Gründen, dieselbe gleich stark scheuen: Despoten so wohl als Demagogen, lose Menschen, wie Frömmeler. Wir haben es ja nicht im Sinne, zu zeigen, daß so wohl die Einen als die Andern in ihr brauchbare Sachen finden können; aber daß sich der edle und weise Mensch, daß sich der vortreffliche Staat überhaupt mit ihr wohlbefinde, — das verdient nachgewiesen zu werden.

Um aber das laute Geschrei, das gegen

sie erhoben wird, einigermaßen zum Schweigen zu bringen, und die zahllosen Einwürfe, mit welchen sie immerwährend überhäuft wird, in ihrer Nichtigkeit darzustellen, ist es vor allem nothwendig, die Idee der verschiedenen Wissenschaften so wohl, als auch der Philosophie durch einige Risse anzudeuten, und das wechselseitige Verhältniß, welches zwischen beiden statt findet, daraus abzuleiten. Hierauf wird es sich schon ergeben, was in Beziehung auf den Staat und auf den einzelnen Menschen davon zu halten sey.

Zweite Unterabtheilung.

Vorbereitende Ansichten.

A. Über die den einzelnen Wissenschaften zu Grunde liegende Uridee im Allgemeinen.

Alle Wissenschaften hat das Menschengeschlecht geboren, um ein tiefgefühltes Bedürfnis zu befriedigen, ich meine aber ein höheres Bedürfnis, denn das gemeine: — es ist die unaustilgbare Sehnsucht, das Göttliche, das Eine und Ewige anzuschauen und darzustellen. Alle haben ihre erste und gemeinschaftliche Wurzel in dieser Sehnsucht nach dem Göttlichen, von welcher der Geist bewegt, sie schuff. Nicht jede Erfindung ist auf die Stillung des körperlichen Hungers; auf die Löschung des körperlichen Durstes zurückzuführen; es gibt noch einen weit erhabeneren Hunger, einen weit erhabeneren Durst, der

dem Menschen eben so tief eingeboren ist; und diesen hat er seit jeher in Wissenschaft und Kunst zu befriedigen gestrebt. Nicht die Vorstellung eines relativen Vortheils hat ihn dabei geleitet, sondern der vom Himmel mitgebrachte Funke; nicht die Verfolgung sterblicher Zwecke, sondern die in ihn gelegte Idee des Göttlichen.

Der menschliche Geist hat sich nach allen Dimensionen ergossen und alle Räume mit seinen Werken erfüllt. Wie verschieden auch die Richtungen gewesen seyn mögen, die er genommen: immer blieb ihm doch jene Grundrichtung, die ihm sein überirdischer Trieb vorzeichnet. Auch in den entlegensten Gegenden, auch in den entferntesten Gliedern vergaß er sich nicht. Was suchte er anders in der Mathematik, in der Physik, in der Geschichte, mit einem Worte in allen den einzelnen Wissenschaften und Künsten zu offenbaren, als die unendlichen Verzweigungen jenes Einen großen Gedankens, welcher der Welt eingeboren ist?

So wirkte der Genius der Menschheit in den Menschen fort, ihnen selbst unbewußt. Wenn in den einzelnen Anbauern der Wissenschaften das Bewußtseyn von diesem göttlichen Momente erloschen ist, so haben sie es selbst

verschuldet, und es ist dieses als die wohl verdiente Strafe ihres Abfalls von Gott anzusehen.

Diesem Abfalle von Gott muß man jene babylonische Sprachenverwirrung unter manchen Gelehrten zuschreiben, welche einander bei dem gemeinschaftlichen Baue nicht mehr verstehen, welche nicht mehr zusammengehalten werden durch das Bewußtseyn jener Ureinheit, die jeder von ihnen auf eine eigenthümliche Weise darzustellen berufen ist, sondern, nachdem sie das wahrhaft Göttliche verloren haben, mit dem Einzelnen Abgötterey treiben, sich wechselseitig anfeinden und über einander hervorthun, und in Hader und Zwist, in ärmlicher Beschränktheit ein Leben zubringen, das, an der Schwelle der Unendlichkeit stehend, bestimmt war, an dem Herrlichsten sich zu erfreuen und es auszusprechen.

Wer die Wissenschaften mechanisch treibt, ohne Beziehung auf eine höhere Einheit, dem wird ihr hoher Ursprung und ihre hohe Bestimmung nothwendig entrückt, und indem er sie für ein Todtes, für ein Aeufseres, Einzelnes, nur für sich Bedeutung Habendes ansieht, weicht auch von ihm immer mehr der erhabene Geist, welcher ihm das Siegel lösen sollte, unter dem die Welt verschlossen liegt.

B. Über die der Philosophie zu Grunde liegende Uridee.

Jener göttlichen Richtung, welche die einzelnen Wissenschaften im Besondern zu verfolgen und darzustellen bestimmt sind, sich im Allgemeinen zu bemächtigen, und, nicht befriedigt durch einzelne Strahlen, den Urquell alles Lichts selbst aufzusuchen, alles in Gott zu erblicken, — das ist die Idee, welche aller Philosophie zu Grunde liegt. Ja, Gott will sie dem Menschen vergegenwärtigen, ihm überall seine Spuren zeigen, und sein Gemüth mit dem Göttlichen so erfüllen, daß, wo immer er auch sich befinden, was immer er vornehmen möge, er es nie aus den Augen verliere. Sie ist dem Menschen wesentlich, weil die Richtung des Menschen zu Gott wesentlich ist.

Sie wird aber auch durch die einzelnen Wissenschaften nothwendig gesetzt. Da nämlich diese nur besondere Seiten der Ureinheit, welche allen zu Grunde liegt, hervorheben und im Einzelnen weiter bearbeiten: so muß es, sollen sie untereinander nicht ganz zerfallen, und aus einem lebendigen Ganzen in einen todten Haufen verwandelt werden, eine Wissenschaft geben, die sich mit der Urein-

heit selbst beschäftigen und es deutlich zeigen möchte, daß eigentlich nur durch diese alles Einzelne Bedeutung haben könne. Das ist es ja aber gerade, was die Philosophie, ihrer Idee nach, will. Sie ist also so nothwendig, so nothwendig jene Ureinheit selbst ist, und kann ihrem Wesen nach gar nicht aufgehoben werden. Nicht der Zufall hat sie eingeführt; sie ist mit dem Menschengeschlechte selbst gesetzt. Es ist ihr nicht etwa die Frage nach ihrem Nutzen vorausgegangen, so daß sie von der Entscheidung derselben abhängig gewesen wäre; sie hat ein absolutes Daseyn und kann durch keine Macht zerstört werden. So lange es Gemüther geben wird, die so beschaffen sind, daß sie in dem Alltäglichen keine Befriedigung finden, sondern immer tiefer zu dringen streben, so lange wird es auch eine Philosophie geben.

Freilich ist die Philosophie nicht für Jedermann Bedürfnis. Denn so wie die Pflanze ohne ihr Wissen aus der Erde aufsprößt, und sich der Herrlichkeit, die sie unbewußt entfaltet, erfreuet; eben so keimen auch die meisten Menschen, und wachsen hinein in das Leben, und werden getrieben von seiner unendlichen Kraft, ohne diesen Strom vor ihrem Bewußtseyn festzuhalten und ihn in seinen

Tiefen zu ergründen. Sie werden fortgetragen auf seinen Wogen, durchwandern lachende Wiesen und rauhe Gegenden, haben oft heiteren Himmel oft furchtbare Stürme, erfahren Freud und Leid, nehmen, was ihnen das Schicksal beschieden, und, bald in dunkeln Gefühlen und Gedanken schwebend, bald in rauschenden Ergötzlichkeiten taumelnd, bald in öder Leere seufzend, eilen sie mit verbundenen Augen fort, während eine geheime Verkettung der Umstände die Krümmungen ihres Laufs bestimmt, die sanfte Regierung öffentlicher Sitte und Gewohnheit ihnen die Gestalt gibt, und eine emsige Betriebsamkeit ihre Geschäftigkeit erschöpft. So, in den Händen einer unsichtbaren Gewalt, entfließen die meisten Menschen, ohne sich selbst in Besitz genommen zu haben, bis sie endlich stehen vor den Thoren der Ewigkeit, und, sinnend über den Traum ihres Lebens, den Genius mit der umgekehrten Fackel erblicken.

Solche Menschen sind nicht für die Philosophie, und die Philosophie ist nicht für sie. Aber es gibt auch Andere, denen ein unergründliches Verhängniß die ewige Unruhe eingeboren hat. Herausgestürzt aus der allgemeinen Gleichgültigkeit bricht ihr Gemüth in eine bleibende Oscillation zwischen Entgegen-

gesetzten aus: desto mächtiger empfinden sie den Zug zum absoluten Schwerpunkt. Wohl gab es auch für sie, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine Zeit der philosophischen Unschuld, eine Zeit der Ruhe und Gedankenlosigkeit, wo sie noch wie Kinder an den Brüsten der Natur hingen, und unbewußt das Leben aus ihr tranken. Sie waren gleichsam wie Embryonen noch in sie verloren und hatten sich von ihr nicht losgerissen, um ein selbstständiges Daseyn zu beginnen und himmelan zu stürmen. Der Friede wohnte in ihnen, sie lebten in der ursprünglichen Einheit mit sich selbst und mit dem, was sie umgab; — nicht, als wären sie sich dieser Einheit bewußt gewesen, denn das waren sie nicht, sondern weil das Messer des reflektirenden Verstandes ihnen das Ganze noch nicht gespalten hatte, und sie also des schwierigen Geschäftes enthoben waren, jene ursprüngliche Einheit wieder herzustellen. So wie sie sich aber zu besinnen angefangen haben, ist auch der scheinbare Friede in ihnen dahin. Sie sind mit sich selbst in Zwiespalt gerathen, und die Dinge sind ihnen mit ihren Begriffen zerfallen.

Wie aus einem tiefen Schläfe wachen sie auf, und indem sie sich umsehen, kommt es ihnen

ihnen vor, als wären sie aus einer besseren und schöneren Welt, aus welcher ihnen nur noch eine dunkle Erinnerung und der unendliche Impuls geblieben, in diese mit Trauer und Widerspruch erfüllte herabgefallen. Sie finden alles zerspalten, zerstreut, aus einander gehalten, in einen endlosen Krieg mit einander gebracht, das Bedeutungsvollste seiner Bedeutung beraubt, und die Liebe in die Gewalt des Hasses gegeben. Die Aufgabe, Alles zur Einheit zu verbinden, dringt sich ihnen mit unwiderstehlicher Nothwendigkeit auf; und sie sehen sich in einem Chaos befangen, aus dem kein Ausgang zu finden ist. Es geht ihnen zwar in der Ferne ein schöneres Licht auf, als ihr Auge bisher zu sehen gewohnt war; aber es berührt nur dann und wann ihre Sehnerven, um ihnen die Finsterniß, die sie umgibt, um so fühlbarer zu machen. Ein Strahl höherer Wahrheit fällt dann und wann in ihr Inneres; aber nur um das, was sie bisher für wahr gehalten, als unwahr aufzudecken. Sie verkosten ein Gut von höherem Werthe; aber nur um das, woran sie bisher als an dem Höchsten gehangen, als klein zu erblicken. Ein mörderischer Zweifel schleicht sich in sie, welcher ihnen selbst das raubet, was sie bisher für das Gewisseste hielten. Alles stürzt um

sie ein. Die Krücken blinden Glaubens, fremder Autorität liegen zerbrochen im Staube. Sie sehen sich aus dem Zustande der Behaglichkeit und der Selbstgenügsamkeit, die dem Gedankenlosen so eigen ist, verdrängt; aber nun sind sie in einer Einöde, wo sie an Allem Mangel leiden. Ein mächtiger Lebensdurst quält sie. An dem Gängelbände der Gewohnheit und eingewurzelter Vorurtheile sich nur schieben zu lassen und ein in sich bedeutungsloses Daseyn zu führen, ist ihnen eine Schmach. Auch genügt es ihnen nicht, bloß an der Oberfläche des Lebens fortzugleiten; sie möchten die Tiefen desselben ergründen und seine Fülle erschöpfen. Sie sind mit sich selbst unzufrieden; sie sehen, daß sie nur wie Schatten einher gehen und keine Spur hinter sich lassen. Düstere Schwermuth umnachtet ihre Seele, und eine innige Sehnsucht bemächtigt sich ihrer, diesen Zustand zu verlassen. Sie fliehen das Gewühl, welches nur betäubet ohne die Qualen zu lindern, und begraben sich in die Einsamkeit: aber überall tragen sie den inneren Krieg in ihrer Brust.

Diese Entzweiung, diese Unruhe ist sehr vielen Menschen eigen. Sie ist es eben, die sie anfacht und macht, daß das individuelle Leben in die mannigfaltigsten Gestaltungen

ausschlägt, indem Einige in der Unendlichkeit der Thaten sich verlieren und sich eine Geschichte weben, Andere in dieser oder jener Wissenschaft ihre Besänftigung finden, und Andere überhaupt bald auf dieser bald auf jener Stufe ihr „Bis hierher und nicht weiter!“ erreichen.

Aber aus allen diesen scheiden sich diejenigen aus, die, durch keine einzelne Anschauung befriedigt, durch keine einzelne Form erschöpft, aus jedem bloß relativen Haltungspunkte sich verdrängt sehen, und, vom Widerspruche verfolgt, von der Sehnsucht nach einer totalen Weltanschauung bewegt, durch alle Reihen der Dinge fortgetrieben werden, die Erde verlassen, die Himmel durchziehen, bis sie endlich alle Dinge in Gott erblicken und in diesem Urquell alles Lebens ihre Ruhe finden. Diese sind eben auf dem Wege zur Philosophie. Allen Jenen aber, in deren Gemüthe jene Entzweiung bis zu einer solchen Vollendung gediehen ist, daß alle Bande zerrissen sind, mit denen die Oberflächlichkeit die Dinge mechanisch zusammenhält, so daß nur unaufhörliche Trauer über die in der gewöhnlichen Ansicht verschwundene Herrlichkeit der Welt ihr Antheil ist, die sich weder durch die Zerstreuung des Leichtsinnes verscheuchen, noch auch durch

den Einfluß eines passiven Glaubens heilen läßt, — allen Jenen, sage ich, ist die Philosophie ein unumgängliches Bedürfnis, und sie müssen alle ihre Stufen ersteigen, bevor die Wunde, an der sie bluten, vernarben kann. Das Gemüth des Philosophen ist gewebt aus Entzweiung, die in Einigung endet, aus Schwermuth und unendlicher Wonne. Seine Stärke izt Gott; seine Waffe die Vernunft; seine bewegende Kraft, die Sehnsucht, Gott überall klar anzuschauen.

Während dem der Mensch im gewöhnlichen Leben nur in einzelnen Parthieen desselben: bei religiösen Feierlichkeiten, bei wichtigen National-Angelegenheiten, bei erinnerungsvollen National-Festen, in der holden Frühlingszeit reiner Liebe; — oder auch nur in einzelnen Momenten, wo ihn bald die Dichtkunst mit ihrem magischen Stabe berührt, bald Musik in die Wellen einer unaussprechlichen Empfindung verschlägt, bald der Anblick der Natur entzückt; — oder aber in seligen Zuständen einer heiligen Ahnung, einer erhabenen Schwermuth, welche ihn im Geräusche des alltäglichen Lebens nur den Trauer-Ackord vernehmen läßt und eine innige Sehnsucht nach dem Himmlischen rege macht; — während, sage ich, der Mensch im ge-

wöhnlichen Leben, nur vorübergehend den Zug des unendlichen Lebens erfährt, das durch die ganze Welt geht: so strebt dagegen der Philosoph, der sich die Anschauung dieses unendlichen Lebens selbst zum Gegenstande macht, einen fortdauernden Genuß desselben zu haben.

So ist das Philosophiren in der Idee zu begreifen. Was aber seine äußere Erscheinung an irgend einem Individuum betrifft, so ist wohl leicht vorauszusehen, daß diese von der inneren Beschaffenheit desselben abhängig seyn, und sich darnach richten muß. So wird z. B. ein Geist der nicht das höchste Maß des Dranges, sich die Welt klar zu machen, erfahren, und nicht den Muth hat, der Wahrheit bis auf den Grund zu sehen, in seinem Philosophiren schwerlich bis auf den letzten Punkt getrieben; er bleibt irgendwo auf dem Wege stehen und ist mit einem gewissen Grade von Philosophie zufrieden.

Hier ist die größte Verschiedenheit möglich und ist auch in der Erfahrung wirklich geworden. Eine vielfältige Rangordnung läßt sich darin unterscheiden. Der Eine begnügt sich schon mit einigen aufgerafften Halbwahrheiten, die noch ganz nahe an das Alltagsle-

ben streifen, und deshalb nicht verfehlen können, auch den seichtesten Köpfen handgreiflich zu werden; der Andere hat eine zu erhabene Vorstellung von der Wahrheit, als daß er sie unter dem Gemeinen finden zu können hoffen dürfte. Er fühlt sich hoch emporgetragen; aber eben desswegen wird er dem Auge der großen Menge entrückt und ist denen, die auf einem niedrigeren Standpunkte verbleiben, unerreichbar. Die Einen wünschten an der Philosophie weiter nichts, als eine gute Hausfrau zu haben, die sich angelegen seyn liesse, ihr Hauswesen in Ordnung zu halten, und nicht weiter ginge, als ihre Gedanken nach gewisser Rangordnung an einander zu reichen, damit sie zu allerlei beliebigen Zwecken desto brauchbarer wären; — sie würdigen sie zum bloßen Werkzeuge anderer Wissenschaften herab. Andere erblicken in ihrer göttlichen Natur etwas weit Höheres als bloße Ordnungsliebe; sie schauen in ihr das Ewige an, das über Allem thronet und alle Fasern des großen Weltorganismus durchbebet; sie ist ihnen Zweck an sich, die unendliche Achse, um die sich Alles dreht, das ewige Centrum, in welchem sich die zerstreuten Radien des in's einzelne Wissen gebrochenen Urwissens vereinigen. Einige machen die lobenswerthe Forderung an sie,

dafs sie ihnen Handlungsmaximen, die ihr Leben regier'ten, an die Hand gebe, und verachten, weniger lobenswerth, alles theoretische Forschen. Dagegen sind wieder Einige, die nur die Eine und untheilbare Philosophie, praktisch und theoretisch zu gleich, als Philosophie anerkennen, alles Uibrige aber als ein bloßes Fragment ansehen. Sie suchen in ihr das Absolute, das wahre Seyende, gegen welches alles Uibrige, als ein nur bedingterweise Seyendes erscheint. Andern ist aber das Absolute ein Wort ohne Bedeutung, und dient ihnen nur zur Zielscheibe, die Pfeile ihres Witzes abzuschiefsen. So abweichend sind die Ansichten! — Wir können uns nicht schmeicheln, dafs die oben aufgestellte bei Allen Eingang finden werde; aber das glauben wir wenigstens, dafs sie von allen Philosophen geduldet seyn könne. —

C. Über das Verhältnifs der Philosophie zu den einzelnen Wissenschaften.

Der Form nach und in ihrer äusseren Erscheinung ist die Philosophie eine besondere Wissenschaft, und das wird sie so lange bleiben müssen, so lange der menschliche Geist in den unendlichen Bah-

nen, die er beschreibt, noch eines sichtbaren Pharos bedürfen wird. Ursprünglich aber strebt sie, ein Allgemeines zu werden, und so wie die Ureinheit selbst nirgends als Einzelnes hervortritt, wohl aber in jedem Einzelnen ist; so will auch die Philosophie in allen einzelnen Wissenschaften seyn, und in ihre Adern ergossen, in ihnen, wie in ihren Hüllen, ein unsichtbares Leben führen. Sie will nicht etwa Alles in Eine Form zwingen und an der unendlichen Fülle der Welt zur Mörderinn werden; sie gefällt sich vielmehr, in der unerschöpflichen Mannigfaltigkeit der Formen ihrer Unendlichkeit freien Lauf lassen. Ihr ganzes Resultat ist in einen einzigen Moment zusammengedrängt: eine erhabene Weltanschauung zu verschaffen. Um diese zu haben, reicht Ein Augenblick zu; um zu ihr zu gelangen, reicht kaum ein ganzes Leben hin.

Dieses Wesen der Philosophie ist es, was Jeden erfüllt hat, der in den einzelnen Künsten und Wissenschaften ein Genie war. Ich nenne aber Denjenigen Genie, in welchem, nach der Dämpfung seines individuellen Bewußtseyns, das Urbewußtseyn der Menschheit hervorbricht, und sich in Gedanken, Gefühlen oder Thaten ergießt, die nicht mehr vom

Individuum als solchem, sondern in demselben eigentlich vom ganzen Menschengeschlechte hervorgebracht werden. Die göttlichen Funken, die es sprühet, sind aus dem Einen Heerde entlehnt, wo das unsterbliche Feuer aller grossen Gedanken und Thaten lodert.

Aber, könnte Jemand einwerfen, sind wohl die grössten Dichter, Mahler, Bildhauer, Mathematiker, Feldherrn u. s. w. auch Philosophen gewesen? oder haben sie ihre Kunstwerke, ihre Wissenschaften nur mit Hülfe der Philosophie zu Stande gebracht? ihre Schlachten nur mit Hülfe der Philosophie gewonnen? — In wiefern man unter Philosophie nur das Ringen versteht, die absolute Wahrheit wissenschaftlich, d. i. in der Trennung von jeder fremden und ausserwesentlichen Beimischung, darzustellen, haben sie freilich diese Hülfe nicht gebraucht. Wenn aber das eigentliche Wesen der Philosophie dasjenige ist, was als Einzelnes unsichtbar, doch allem Einzelnen als der verhüllte Kern zu Grunde liegt, und sich durch keine besondere Gestaltung als Besonderes gefangen halten läßt, sondern wie ein unterirdischer Strom alle Wurzeln des Seyns und des Lebens durchströmt, — wenn dieses das Wesen der Philosophie ist: so sind auch sie, wenn gleich unbewusst, in die Wirbel

dieses Stromes gefallen, und getragen worden von seinen Wellen.

In der Folge wird es sich noch mehr zeigen, daß alles dasjenige, was sonst allgemein als das Vortrefflichste und für den aufstrebenden Menschen Wünschenswerthe anerkannt ist, der Philosophie nicht nur nicht fremd sey, sondern daß sie positiv das Meiste dazu beitrage, es zu erregen und hervorzurufen, was unstreitig der Art ist, daß es ihr bei Jedem Gehör verschaffen müßte.

Weil aber theils behauptet werden könnte, theils auch hin und wieder wirklich behauptet worden ist, daß sie, wenn gleich nicht ganz unnütz, doch durch die übrigen Wissenschaften überflüssig gemacht sey: so ziemt es sich, diese Behauptung näher zu betrachten, um zu sehen, wieviel daran sey. Vielleicht wird auch dieser Einwurf, wie alle andern, nur zu ihrer Verherrlichung ausschlagen.

Gar mancherlei Dienst und Genuß verschaffen uns die verschiedenen Wissenschaften. Aber wo ist diejenige unter ihnen, die unsere Seele ganz ausfüllen und uns überall folgen möchte: in die Stille der Einsamkeit, und das Geräusch der Welt, in die dunkeln Pfade des Wissens und den reissenden Strom des Han-

delns? Wo ist diejenige, die nicht nur in der Schule, und wenn wir, von Allem losgetrennt, auf ihr Gebieth uns begeben, um uns wäre, sondern die uns, Theil nehmend an unserem Geschick, treu durch das wirre Labirinth begleiten möchte? — Die meisten unter ihnen beleuchten nur einzelne Parthieen und geben uns nur für einzelne Verhältnisse Lehren; aber wo ist diejenige, die uns einen Quell mitgäbe, den wir überall mit uns tragen könnten: auf die Schlachtfelder und in die Gefilde des Friedens, auf die Bühne des öffentlichen Lebens und in die einsame Hütte des häuslichen? einen Quell, aus dem wir Labung tranken, wenn Kummer und Sorgen, Leiden und Pein unsere Kräfte erschöpfen? einen Quell, in welchem wir unser Gemüth stärken könnten zu neuer Wonne und Begeisterung? einen Quell, in dem das verwundete Herz genäse und aus dem ihm Ruhe und Heiterkeit flösse? — Sie schliessen sich in entlegene Gebiethen ein, aus denen sie unser Thal des Jammers kaum mit Fernröhren bemerken, und tragen da Gegenstände zusammen, zwar anmuthig und schön, welche aber in dem grössten Theil des Lebens nur selten vorkommen oder gar nur in ihren Treibhäusern zu finden sind: — von den Qualen desselben, die des

Menschen Brust so oft verheeren, von den Freuden, die seine Stirne dann und wann erheitern, von seinem Schicksal, das ihm wie sein Schatten auf dem Fusse folgt, und von allem dem, wovon seine Ruhe und Zufriedenheit abhängt, nehmen sie keine Kenntniss: so dafs er nur dann einigen Trost von ihnen haben kann, wenn er zu ihnen entflieht und es ihm, sich in ihnen zu vergessen, gelingt; in seiner unmittelbaren Lage sieht er sich von ihnen ganz verlassen.

Wohl geben sie ihm Anleitung, wie er Diefs und Jenes ausführen solle, wie er Diefs und Jenes in seiner Umgebung sich zu Nutzen machen könne: aber das Ideal, das, wie des Künstlers Bild, unverrückt vor seinem Blicke stünde und über sein ganzes Wesen ein himmlisches Feuer ergösse, das immerwährend die Seele entzücken und sich in ihr ganzes Leben prägen möchte, an dem er sich im Unglücke aufrichten, im Glücke emporhalten könnte, und wodurch er in die Armseligkeit des irdischen Strebens etwas Unendliches brächte, — diefs Ideal lassen sie ihn nie schauen. Diefs thut allein die Philosophie.

Der Mensch wird von den übrigen Wissenschaften vielfältig verlassen und in den wichtigsten Angelegenheiten dem Schicksale preis-

gegeben. Die Philosophie nimmt den Verlassenen liebevoll auf. Ihr darf er alle seine Wehen klagen: sie wird sich nicht von ihm wegwenden, wenn er Hülfe braucht. Ihr darf er sich getrost anvertrauen: sie wird seine treue Begleiterinn seyn auf dem Wege durch lachende Wiesen wie ernste Wälder, durch glatte Ebenen wie steile Berge, durch die Abgründe der Unterwelt wie die Höhen des Himmels, — sie wird ihn in keiner Lage verlassen, sie wird an allem Menschlichen Theil nehmen, aber überall seinen Blick nach dem Göttlichen richten. Unter allen Wissenschaften ist sie die einzige, die ihn ganz durchzudringen und alle seine Momente auszufüllen vermag. Sie allein kann mit ihm so zusammenwachsen, daß er ganz in ihr und sie ganz in ihm sey.

Wer die Philosophie im Busen trägt, wird mit sicherem Schritte einherschreiten im Sturm und Sonnenschein, vor Gott und den Menschen. Mit ihr im Bunde darf er sich muthig in die Welt hinausstürzen. Selbst da, wo das Leben sich in's Seichte verliert, verflüchtigt sich seine Kraft nicht: der Strom fließt unterirdisch unter der Oberfläche der alltäglichen Erscheinung fort, und bricht bald da, bald dort wieder hervor.

Vergebens sucht der Mensch am Einzelnen seinen Lebensdurst zu stillen, vergebens durchstreift er das Gebieth verschiedener Wissenschaften, reiht Kenntnisse an Kenntnisse, Gedanken an Gedanken, Betrachtungen an Betrachtungen, vergebens weidet er seine Augen an schönen Gegenden, — alles dieses geht vorüber und er wird unbefriedigt weiter getrieben; vergebens wirft er sich in den Tausel sinnlicher Vergnügungen, häuft Genuß auf Genuß, Zerstreuung auf Zerstreuung, — er kann doch nur auf eine Zeitlang sich dadurch betäuben, und desto schmerzhafter läßt sich ihm dann die Leerheit fühlen; vergebens erschöpft er sich in Thaten, vergebens in ungeheuren Werken — alles dieses vergebens, sein Geist hat noch keine Ruhe, und kann sie nicht haben, ehe seine Dimensionen durch eine vollendete Totalität zu gleichem Masse wieder hergestellt sind.

Das menschliche Gemüth ist von unergründlicher Tiefe, und es kann nicht anders seyn: denn der Mensch hängt durch dasselbe mit dem Kerne aller Dinge zusammen. In tiefer Nacht birgt es seine Wunder und hüllt sich selbst in Dunkel, so wie alles Uibernatürliche unter einem geheimnißvollen Siegel verschlossen ruht. In seinem Schoofse, sind so zu

sagen, die Keime des ganzen Universums versenkt, und es hat in sich selbst die Fülle des Universums. Aber eben deswegen ist es durch nichts, als durch jenes klare Schauen des Ewigen in allen Dingen und durch jenes Ruhen in demselben zu befriedigen. Dieß ist der nie versiegende Quell unerschöpflicher und immer dauernder Wonne, aus welchem alle Stärke und Begeisterung kommt. So wie aber die Seele diese Anschauung verliert und sich ganz dem Einzelnen ergibt, wird sie auch gleich aus dem Paradiese verstoßen und dem Schicksal der Sterblichkeit preisgegeben, welche freilich auch ihre Freuden hat, die aber entfliehen, als sie noch kaum genossen sind und für den Schmerz nur um so empfänglicher machen. Sie wird unstet, ein wilder Drang treibt sie hin und her, sie durchwandert des Lebens stürmische Pfade und des Wissens stille Gewebe; aber immer ruft's im Innern? „Wo ist mein Paradies?“ — „Wo meines Herzens Friede?“ — Und je mehr sie ringet, je mehr sie strebet, desto mehr ruft's: „Wo?“ — Was sie zuerst ganz erfüllte, wird am Ende leer und eitel, und woran sie anfangs eine große Bedeutung knüpfte, löst sich in Nichts auf; sie sieht sich in den schönsten Erwartungen betrogen.

Wie Mancher, durch die geheime Kraft der Zahlen und Figuren der Mathematik in Erstaunen gesetzt, hat sich ihr mit Begeisterung zugewandt und mit kindlicher Freude sich in ihr versucht: aber wie sehr ist dieß alles verschwunden, nachdem er ihre Kunst auch gelernt! Wie Mancher, durch den Anblick der Natur hingerissen, hat sich in ihre Wissenschaften gestürzt und sich durch die Hoffnung beflügelt, näher an ihrem Busen, auch einer kräftigeren Labung theilhaftig zu werden: aber Welch ein frostiger Arm ergreift ihn, nachdem er nun alle ihre Geschöpfe in Klassen gefangen, ihr Wirken auf Stossen, Ziehen, Heben u. s. w. gebracht, ihre Mannigfaltigkeit in etliche und fünfzig Atomen zersetzt hat! Wie Mancher, durch das ernste Kreisen der Gestirne in Entzücken gesetzt, hat sich, um es dauernder zu machen, dem Studium der Astronomie ergeben, aber dann die traurige Erfahrung machen müssen, daß er um den größten Theil seiner Wonne gebracht worden! — Mit Einem Worte, wie Mancher, durch ahnungsvolle Gefühle aufgeregt, hat sich den Wissenschaften geweiht, um von ihnen das volle Licht, den vollen Genuß zu erlangen: aber wie niedergeschlagen kehrt er zurücke, nachdem ihm die Welt und ihr Leben

Leben in todte Begriffe zerfasert und in ein hohles Gerippe verwandelt worden! Er trauert über der entwichenen Grösse und ruft: Gebt mir meine Ahnung, gebt mir meine Anschauung wieder; gebt mir die Wonne zurück, in der meine Seele schwelgte, als ich mit kindlicher Unbefangenheit an den Brüsten der Natur hing! Wie ist doch Alles so leer, so hohl, so todt geworden! Hat die Welt nichts mehr im Hinterhalte, als was die Wissenschaften gewöhnlich zeigen, so ist es kaum der Mühe werth, einer so armen Erkenntniß nachzustreben: ein Dunkel, durch einzelne Blitze erhellt, ist dann wohlthätiger als ihre helle Klarheit.

Es scheint mit ihnen gerade so zu seyn, wie mit jener verbotenen Frucht. Sie haben für einen aufstrebenden Geist, so lange er sie nicht verkostet, einen unwiderstehlichen Reitz: hat er aber ihre Bahnen vollendet und sie ausgemessen, so fühlt er sich unbefriedigt, wie zuvor, und ist einer noch gröfseren Unruhe preisgegeben. Deshwegen pflegt es nicht selten zu geschehen, dafs so Mancher — von dieser und jener Wissenschaft um seine Hoffnung betrogen — am Ende alles Wissen für eitel hält, sich der Gemeinheit preisgibt, alles gehen läfst wie es geht, ohne es ergründen zu wollen, und sein ganzes Streben darein

setzt, dem Leben so viele Genüsse, als er in seine Gewalt bekommen kann, abzujagen, um sich wenigstens einige angenehme Augenblicke zu fristen, und die Qualen, mit denen ihn ein feindseliges Schicksal verfolgt, auf irgend eine Weise zu lindern.

Aber nichts beweist mehr die göttliche Abkunft des menschlichen Geistes, als gerade jenes Unbefriedigtseyn durch das Einzelne. Ja, — alles relative Wissen, für sich genommen, ist eitel, und kann nur durch das absolute eine Bedeutung bekommen: so wie es sich allein geltend machen will, führt es ins Leere hinaus.

Und wenn auch Viele den einzelnen Wissenschaften mit ganzer Seele zugethan sind, — was ist es wohl, was sie mit so unwiderstehlichen Reizen an ihren Gegenstand fesselt? — Etwa die leeren Formen? — Keineswegs, es ist der Anblick des Ewigen, das sich ihnen durch diese Formen vernehmlich macht. Es ist gerade Dasjenige, was in ihrer Wissenschaft äußerlich nicht sichtbar wird, sondern was, in einer inneren Anschauung vor ihrer Seele stehend, sie mit unnennbarer Liebe erfüllt und in ihr Werk Leben gießt. Haben sie so eine Anschauung nicht, so kann ihnen zwar, durch das Aufräumen und Suchen in ihrem

Gebiethe, mancher angenehme Zeitvertreib zu Theil werden: so wie sie aber der Hauptsache nach fertig geworden sind, oder doch voraussehen, worauf es am Ende hinauslaufen werde; so ist auch der geheime Zauber vorbei, und sie sind wieder im Leeren, und müssen wieder eine andere Last wälzen, um sich nur von der Langenweile zu erlösen. Uibrigens ist ihr Leben matt, haltungslos, ohne Schwung und Frieden, wodurch sie am besten beweisen, wie wenig ihre Wissenschaft den Menschen aus eigenen Kräften zu heben vermag.

Wenn die verschiedenen Begriffe, womit uns die einzelnen Wissenschaften versehen, nicht in eine einzige Weltanschauung zusammenfallen, so haben sie an sich wenig zu bedeuten. Wozu hilft es, daß wir auf ihrer Leiter geläufig auf und ab steigen, daß wir sie künstlich ordnen, nach Belieben mustern, ihre Reihen schnell durchlaufen und fertig mit ihnen manövriren, daß wir sie an langen Schnüren zusammenhalten und wie Gefangene überall uns nachschleppen, — wozu hilft dieß alles, wenn uns daraus nicht ein lebendiges und erhabenes Bild entstehet?

Der menschliche Geist kann in keinem einzelnen und bloß relativen Wissen Befriedigung finden; denn er ist aus dem Ewigen,

worin Alles wurzelt, entsprossen, und sehnt
 sich zum Ewigen zurück. Deswegen wird er,
 wenn er zum vollen Bewußtseyn kommt, noth-
 wendig zur Philosophie, als der Wissenschaft
 des Ewigen, getrieben. Erst nach dem es
 ihm gelungen ist, das Einzelne als Einzelnes
 zu überwinden und es der Vergänglichkeit
 hinzugeben; das Sterbliche an demselben, wo-
 ran man gewöhnlich ganz klebt, im Bewußtseyn
 fallen zu lassen und nur das Unsterbliche fest-
 zuhalten, — was denn freilich kein Leichtes
 ist, — mit Einem Worte, nachdem es ihm
 gelungen ist, sich jene Anschauung des Ewi-
 gen wieder zu verschaffen, — erst dann ist
 sein Leben versöhnt und in den Himmel zu-
 rückgeführt. Wäre die Philosophie im Stande,
 jeden Menschen zu dieser Anschauung, die
 von eigener Thätigkeit abhängt, zu zwingen,
 und könnte sie machen, daß Jeder, der zu ihr
 gelangt ist, sich auch, trotz der zahllosen
 irdischen Störungen, in ihr immerwährend
 erhielte: so hätte sie hiermit schon hiernieden
 dem Menschen den Himmel aufgethan, und
 ihn allem Jammer, unter dem er beinahe er-
 liegt, entnommen. So lange aber dieses nicht
 möglich ist, wird sie immer eine geheime
 Kunst bleiben, die jeder Einzelne wieder vom
 Neuen erfinden muß, wenn er ihren Zauber

erfahren will; und da der Geist durch nichts Anderes sich befriedigen läßt, so wird sie dadurch, sie mag noch so unerklärlich seyn, doch immer unter den Menschen eine Bedeutung haben. Freilich sind dieß alles Behauptungen, zu deren gehöriger Würdigung manche innere Erfahrung, die im alltäglichen Bewußtseyn eben nicht zu finden ist, erfordert wird: aber überall beruht das Höchste doch nur auf einer inneren Erfahrung, die bloß angedeutet und nicht ausgesprochen werden kann. — Sey es auch, daß jene Anschauung des Ewigen sich Niemand mit dem Finger zeigen läßt: so ist doch dieses leicht zu begreifen, daß alle Stärke und Energie, aller Schwung und Begeisterung, alles Geniale und Gediogene, kurz, das Vortrefflichste jeder Art, in Wissenschaft und Kunst, im Leben einzelner Menschen sowohl als ganzer Völker von dieser mehr oder weniger klaren Anschauung des Ewigen ausströmt. —

Dieses Wenige ist, wie es scheint hinreichend, um das Verhältniß der Philosophie zu den Wissenschaften in dem wahren Lichte zu erblicken, und bevor wir uns zum Staate hinwenden, bleibt nichts übrig, als nur noch ihr Verhältniß zu der Religion mit einigen Worten zu berühren.

lige Schaar der Dichter, Künstler, Naturkundler, Physiker, Mathematiker und ihr Uibrigen Alle, — denn eure Künste und Wissenschaften sollen nun gemeine Handwerke werden und nichts von dem Göttlichen wissen. —

So arg meinen es denn jene frommen Gemüther vielleicht nicht: aber es ist die unmittelbarste Folge des Bannstrahles, den sie gegen die Philosophie geschleudert haben.

Oder glauben sie etwa, durch Religion als solche den Wissenschaften das geben zu können, was sie ihnen durch die Verbannung der Philosophie genommen haben? —

Sie bedenken aber nicht, daß sie die Religion, welche bestimmt ist, das innerste Eigenthum des menschlichen Herzens zu bleiben und es zu erwärmen, auf diese Weise zwingen müßten, sich durch alle Schraubengänge der Spekulation hindurchzuwinden. Denn wie wollten sie anders die Zügel der Wissenschaften in ihre Gewalt bekommen, um sie wirklich zu beherrschen? — Was wäre aber auch die Folge davon? — Ganz natürlich diese, daß sie sich gezwungen sehen würden, die Religion unmerklicherwise in Philosophie umzuwandeln. Dabei möchten sie sich schwerlich wohl befinden, indem sie weder die eine zu behalten, noch die andere zu erringen im

Stände wären. Denn was die Religion anbelangt, so würden sie sich — um nämlich den Wissenschaften vorzustehen — aus dem Schwerpunkte des Glaubens begeben, und dafür in die Klauen der Reflexion fallen, wo ihrer nur Jammern, Heulen und Zähnklappern harret; was aber die Philosophie anbelangt, so würden sie auch nicht in dieselbe eingelassen werden, weil sie sich ohnehin selbst den Zugang versperrt haben. Auf diese Weise hätten sie keine Heimath, und irrten verlassen in der Wüste herum, überall von den Stürmen innerer Selbstentzweiung verfolgt und auf jeder Stelle mit seufzender Stimme wiederholend: „Es ist hier nicht gut seyn!“

Es läßt sich daher schlechterdings kein vernünftiger Grund ausfindig machen, warum, damit sich die Frömmigkeit mehre, die Philosophie vertilgt werden sollte; denn nicht nur, daß sie sich der Religion nicht entgegensetzt, so ist sie vielmehr mit ihr ganz und gar Eins, nur daß sie durch ein anderes Organ und in einer andern Sprache das Ewige ausspricht.

Was soll man aber von denen halten, welche der Philosophie religiöse Schwärmerei zur Last legen? — Es gibt freilich Leute, die, von der Wuth einer schalen Aufklärerei ergriffen, sich unsterbliche Verdienste um den Menschen

zu erringen glauben, wenn sie alles Positive, alles Tiefe und Unergründliche aus ihm ausmerzen, eine gänzliche Ideenlosigkeit in sein Gemüth einführen, sein Wirken durchaus ins Relative hinüber spielen, und ihn in eine vollkommen reine mathematische Formel umwandeln, tauglich, allerlei nützliche Aufgaben aufzulösen. Indessen wenn Solche die Philosophie angreifen, so kann es ihr nur zur Ehre gereichen; dieß beweiset, daß sie sich nicht zu ihrem Dienste herleihet. Wohl haben sie nicht ermangelt, für ihr gemüthloses Wesen ihren Namen zu usurpiren und ihre Verheerungen für Philosophie auszugeben. Wenn aber dieß hinreichend ist, die in der Abwesenheit der wahren Philosophie in ihrem Namen verübten Gräuel als von ihr selbst stammend anzusehen, so zeugt dieses nur von der unglaublichen Unkunde des Publikums, um was es sich eigentlich in ihr handle.

Wenn ich von zwei Uibeln wählen müßte, so würde ich mich noch beinahe eher für den Aberglauben, als für jenen die Seele ganz verödenden Unglauben erklären, der an die Stelle der theuersten Uiberzeugungen, der be-seeligendsten Gefühle nur menschliche Satzungen setzt, und ohne im Leben durch etwas Uiberirdisches geleitet zu werden das Höchste

in der bloßen Schicklichkeit und Geschicklichkeit sieht. Freilich hat auch der Aberglaube seine großen Nachtheile, wovon die mit ihm immer vergesellschaftete, das Wesen aller echten Religion ganz vernichtende Verfolgungssucht, wodurch er mit ungeheurem Gewichte auf die Menschheit niederdrückt, kein geringer ist.

Dritte Unterabtheilung.

Einfluss der Philosophie auf den Staat.



Nachdem wir in unserer Untersuchung so weit gekommen sind, daß wir über die Idee der Philosophie einige Aufschlüsse erhalten haben, so ist der weitere Gang hinlänglich vorbereitet, und es ist Zeit, uns an das Verhältniß derselben zum Staate zu wenden.

Wenn man von der unendlichen Fülle des Lebens der Völker und der Gewalt, mit der sie sich in dasselbe stürzen, bei einer sinnenden Lesung der Geschichte fortgerissen wird, und sich durch diese erhabene Anschauung die fruchtreichsten Keime in die Brust gelegt fühlt: so überläuft einen ein eiskalter Schauer, indem man in den gewöhnlichen Staatstheorien dieses alles ausgedorrt findet. Das Volk

steht da, beraubt des frischen Kolorits, das ihm seine Jugend gab. Nicht mehr ist sichtbar jene innere Kraft, mit der es aus der Nacht der Zeiten in den Tag des Lebens aufschoss; nicht mehr jene Stetigkeit, mit welcher es im Laufe der Jahrhunderte aufwuchs; nicht mehr jene zahllosen Gestaltungen, in denen sich sein Lebenstrieb offenbarte; nicht mehr jene wunderbare Verkettung der Freiheit und innerer Nothwendigkeit, die durch die ganze Bildung seines Organismus geht: — nichts ist mehr davon sichtbar. Sein inneres Band ist ihm genommen, es ist zu einem Haufen von Einzelnen herabgesunken, welche die Willkühr durch entseelte Begriffe wie durch Schnüre äusserlich an einander bindet. Es wird aus verschiedenen Zwecken ein Kasten — Staat genannt — zusammengeleimt, und das Volk hineingethan. Aber der Staat ist, seinem Wesen nach, nicht ein willkührlich ersonnenes Machwerk, sondern die successive Geburt der höchsten Ideen der Menschheit und mit ihr zugleich hiernieden einheimisch geworden. Er ist die erhabenste Organisation, die sich aus dem Innersten des Volkes herausbildet, unmittelbar mit ihm gegeben und hervorgebracht, und nicht etwa erst äusserlich hinzugekommen. Seine vollkommene Entwicklung

ist das Ziel aller Geschichte. Die ruhige Beschlossenheit, die uns in der Natur vorgebildet ist, muß auch dem ideellen Organismus des Staats zu Theil werden. Diefs kann aber nur dann eintreten, wenn sich alle Ideen, die im Volke sind, vollkommen entwickelt haben werden. So konnte auch die Natur erst dann zu einer festen und bleibenden Form gelangen, nachdem die in ihrem Schoße befindlichen Keime entfaltet waren. Denn dafs auch sie, bevor sie zu ihrer jetzigen Gestalt gelangte, eine Geschichte nicht nur der Veränderungen, sondern auch der Gesetze hatte, so dafs im Anfange ganz andere Gesetze, als die uns bekannten, und in einer ganz andern Ordnung gewirkt haben mochten, — diefs ist mehr als wahrscheinlich.

Wenn wir die Philosophie in ihrem Verhältnisse zum Staate betrachten, so ist sie nicht etwas, worüber sich erst berathschlagen liesse, ob man sie auch in demselben einführen solle, oder ob es nicht vielleicht besser wäre, die Nation vielmehr mit solchen Wissenschaften bekannt zu machen, aus denen ihr ein unmittelbarer Gewinnst für das gemeine Leben entspränge. Denn, obwohl nicht behauptet werden kann, als müßten alle Einzelnen durch die Philosophie hindurchgetrieben werden: so

ist sie doch ein nothwendiges Bedürfnis für die Nation, damit sie durch dieselbe ihrer höchsten Ideen sich bewußt werde und sich darnach veredle; damit alles Grose und Vortreffliche, was in derselben niedergelegt ist, sich immer mehr verbreite, und nach der Ablegung der schulmäßigen Bekleidung, die öffentliche Sitte leitend, auch ins Leben des Volkes unvermerkt übergehe.

Wenn man es auch einem einzelnen Menschen, der keinen Beruf fühlt, sich die Welt klar zu machen und ihre Geheimnisse zu ergründen, — wenn man, sage ich, einem einzelnen Menschen es nicht verargen kann, daß er keine Philosophie hat: so ist es doch eine Schmach für ein Volk, keine Philosophie zu haben oder keine haben zu wollen. Denn es ist berufen die allseitigste und vollendetste Entwicklung der Idee des Lebens zu werden. Was soll das aber für ein Leben seyn, dem das Herrlichste mangelt, und das, in gemeinen Formen sich nur gehend, nicht fähig ist des kräftigsten Schwunges!

Ja, jedes Volk muß seine Philosophen haben, damit das heilige Feuer stets unterhalten werde, damit es einen Herd unter ihm gebe, an dem es sich wärmen könnte in den Tagen der Kälte, an dem sich alle Diejenigen aus ihm

entzünden möchten, die Zunder in sich haben. Auf diese Weise wird sich die himmlische Begeisterung unter ihm von Jahrhunderten zu Jahrhunderten fortpflanzen, und es werden immer Einige aufstehen, in deren Bewußtseyn seine schönste Blüthe sich aufschließen wird. So hat sich an Plato ein herrliches Volk gewärmt und ganze Zeitalter haben an seinen unsterblichen Werken Feuer genommen, da es überall verloschen war!

Gar mancherlei ist dem Staate nützlich und seinem Wohle förderlich: doch das ist für ihn von dem größten Nutzen, was sein Lebensprincip selbst anregt und seine Kraft vermehrt. Diefes geschieht aber nur dadurch, dafs der Gemeingeist unter den Bürgern immer mehr sich verbreitet und sie in Einen Körper concentrirt. Dann ist er vollkommen zu nennen, wenn ein einiger Wille nicht nur äufserlich durch Zwang sie umfaßt, sondern als Freiheit auch innerlich durchdringet. Eben defswegen ist die Philosophie so wichtig für ihn. Denn indem sie den einzelnen Menschen aus seinem egoistischen Leben in ein allgemeineres hinausführt und ihn darin versenkt, befördert sie Dasjenige, worauf aller Ruhm, alle Gröfse der Staaten beruht, und was denselben ein unzerstörbares Daseyn gibt.

Wohl

Wohl ist der Reichthum ein mächtiges Vehikel der Entwicklung, und ein wichtiges Mittel der Erhaltung: aber nicht auf Reichthum ist die wahre Grösse der Nationen gegründet. Diese liegt allein im geistigen Schwunge derselben, in dem Sinn für grosse Unternehmungen, in einem ausdauernden und grosser Aufopferungen fähigen Character. Wenn dieser einem Volke fehlt, so ist nicht viel von ihm zu erwarten. Es kann wohl geschehen, dass ein solches Volk sich an den Lauf grosser Begebenheiten anschliesse und daraus viel Ruhm für sich erkämpfe; aber aus sich selbst, trotz allem Drucke, grosse Begebenheiten zu entwickeln, ist ihm nicht gegeben.

Ein Staat, der sein wahres Interesse versteht, wird sein Hauptbestreben auf die Beförderung der Religion, Kunst und Wissenschaft richten; denn dadurch werden die Ideen in Umlauf gebracht. Es beruht aber seine Energie ganz auf der Energie des Lebens der Ideen in demselben, und nicht auf den Stelzen der Hoffarth, nicht auf dem Gerüste der Mechanik; deßwegen müssen sie unter dem Volke auf alle mögliche Weise geweckt und verbreitet werden. Nur dann sind die Nationen gross, wenn sich ein überirdischer Strahl in sie ge-

senkt hat; und wodurch wird dieser in sie gebracht, wenn nicht durch die Ideen? Ohne diese himmlische Genien ist das Völkerleben ein wildes Toben, ein verzehrendes Feuer, das am Ende sich selbst zerstört.

Kann nun die Philosophie der Nation gleichgültig seyn? ist es möglich, sie für eine müßige und ihr völlig nutzlose Wissenschaft zu halten? — sie, die ihr das Herrlichste in den Busen legt, die die größten Triebe in ihr rege macht, die, wenn sie herrschend würde, das Menschengeschlecht aus diesem Thal des Jammers wieder in den Garten Gottes zurückführen möchte? —

So viel fehlt daran, daß die Philosophie eine müßige Spekulation wäre, wie diejenigen behaupten, welche keine anderen Begriffe vom Leben kennen, als die sie sich von dem gemeinen Drängen und Treiben abgezogen haben: daß sie vielmehr den Menschen in den Urquell des Lebens selbst stellt, und daß sie Jedem, der sich mit ihr befreundet, ein unberechenbares Kapital von Leben mitgibt. Diefes gilt von einem ganzen Volke so gut wie von einem einzelnen Menschen.

Ein Staat, der seine Bürger durch weiter nichts, als durch den Kitzel der Eitelkeit,

des Eigennutzes oder gar nur durch die Furcht des Zwanges zu erregen weifs, kann sich zwar durch eine künstliche Mechanik eine Zeit lang behaupten, aber er trägt schon den Keim des Todes in sich. Nur auf Tugend und Uneigennützigkeit kann ein ewiges Seyn gegründet werden: aus dem Egoismus setzt sich nur ein Scheinleben zusammen.

In unseren industriösen Zeiten und seitdem Geld der Hauptnerve aller Staatsoperationen geworden, möchte man beinahe das letzte Ziel des Staats in Reichthum setzen und sein grösstes Glück nur in diesem suchen. Nach einer solchen Ansicht hätte er kein angelegentlicheres Streben, als alle Bürger zu gewinnvollen Beschäftigungen anzuhalten und nur das, was den Nationalreichthum vermehrt, zu befördern. Allein wer sieht bei einer genaueren Betrachtung nicht ein, dafs dieser blofs als ein Hebel höherer Entwicklung seine Wichtigkeit habe, und dafs das höchste Gut des Staats am Ende doch nur in der Herrschaft des ideellen Principes liege.

Wohlthuend für das Land ist der unternehmende Handelsgeist, wenn zahllose Schiffe alle Meere durchkreuzen und aus allen Gegenden Schätze in die Heimath führen: aber noch wohlthuender, wenn grofse Ideen alle Klassen

des Volkes durchströmen und frei und ungehindert des Lebens Schwung in dieselben leiten; wenn sich stets Viele finden, die kühn den unabsehbaren Ocean der Gedanken beschriften, auf demselben immer neue Entdeckungen machen und immer mehr die Schranken des irdischen Daseyns erweitern. Das gibt erst dem Staate die wahre Macht, die unendliche Kraft, die durch nichts gebrochen werden kann.

Still ist der Wissenschaft Bildung, und ferne von dem Wirbel der Welt; unbemerkt fließt sie ins Leben über, und wächst und wirkt darin ohne Geräusch fort, bis sie es mit Riesenstärke ausrüstet, daß auch alle Angriffe der Hölle an ihm scheitern. Wissenschaftlich gebildete Menschen haben sich am stärksten im Leben gezeigt und am vortheilhaftesten: davon gibt die Geschichte vieles Zeugniß. So groß ist die Macht der Ideen! —

Wenn die Regierung es dahin brächte, daß die Herrschaft der Ideen allgemein würde, so hätte sie auch dadurch die höchste Aufgabe des Staats gelöst und sich selbst die schwerste Bürde abgenommen. Dann wäre Regieren ein Leichtes; mit Einem Gesetze wäre Alles abgethan. Aber im Zustande der Verdorbenheit und der allgemeinen Entfesselung des Bösen,

wo kein absolutes Ziel die Handlungen der Einzelnen regiert, sondern eine gänzliche Relativität und Hinfälligkeit alles Ewige aus denselben verdrängt, ist eine gute Regierung die allerschwerste Aufgabe. Da sie sich auf die Einzelnen nicht verlassen kann, und die Ausführung nicht bloß ihrem guten Willen anvertrauen darf: so muß sie darauf bedacht seyn, eine Mechanik der Menschen ausfindig zu machen, die verschiedenen gegen einander wirkenden Kräfte und Leidenschaften durch künstliche Gegengewichte im Gleichgewicht zu erhalten, die entgegengesetzten statischen Momente zu Einem Erfolg zu vereinigen; sie muß auf jedes Hinderniß Rücksicht nehmen, alle Störungen so viel als möglich verhindern, die mögliche Reibung voraus in Anschlag bringen, kurz alle Wirkungen im voraus berechnen. Aber alle Berechnungen in dieser Mechanik sind mit einer unsäglichen Mühe verbunden, weil die Elemente derselben unendlich und lauter veränderliche Größen sind. Ungeheure Zurüstungen müssen getroffen werden. Diese nehmen die meiste Zeit und so viel Kraft weg, daß am Ende für die Ausführung selbst nur wenig übrig bleibt. Wie sehr z. B. muß sich die Regierung nicht schon damit den Kopf zerbrechen, wie es zu machen

sey, daß sie von ihren eigenen Beamten nicht hintergangen, betrogen, bestohlen, geplündert werde? — Unzählige Einrichtungen muß sie nur deswegen treffen; und weil sie Habsucht, niedrige Leidenschaft nirgends aufheben kann, so muß sie es so aussinnen, daß wenigstens eine der andern entgegenwirke, und eine durch die andere bewacht werde.

Viel schwieriger noch — will sie gewissenhaft seyn — ist ihre Stellung zu den Regierten, wenn sie nicht alles durch Druck zu Stande bringen, oder nicht durch Schwachheit in völlige Auflösung übergehen will. Anarchie und Despotismus sind die zwei gefährlichen Klippen, zwischen denen die Menschheit seit jeher herumgetrieben wird: im Lande der wahren Freiheit, wo keine andere Beschränkung ist, als die, welche die Vernunft fodert, ist sie selten gewesen.

Viel haben weise Gesetzgeber über jene politische Mechanik nachgedacht und viele Versuche gemacht, einen vollkommenen Staat aufzubauen: nie hat es recht gelingen wollen. Die weisesten Verfassungen haben die Mißbräuche nicht verhindern können. Ganze Völker haben darüber zu Rathe gesessen, wie ihr Glück zu begründen wäre und es durch feyerliche Beschlüsse zu befestigen gesucht: gleich-

wohl haben Leidenschaften den vortrefflichsten Bau untergraben, die stärksten Dämme umgestürzt, die klügsten Berechnungen zunichtegemacht. So lange ein Unterdrücker da ist, wird alles Uibel auf ihn geschoben; ist er aber einmal weg, so will es gleichwohl nicht besser gehen.

Immer graben sich die Menschen selbst die Grube. Was schreyt ihr über Despotismus? und seyd selbst Despoten: in eurem Hause, gegen euer Gesinde, gegen eure Untergebenen, gegen eure Kinder, Geschwister, ja — gegen eure Weiber und Mütter. Was klagt ihr über Druck und Tyranney, da ihr doch selbst eure Mitmenschen tyrannisirt, Alles, was euch zuwider ist, niederwerft, keinen Widerspruch duldet, eure Meinung Allen aufdringet und jeden drückt wie ihr könnt? — Was ereifert ihr euch über Verkäuflichkeit, und seyd jeden Augenblick bereit euch selbst zu verkaufen, wenn nur eure Eitelkeit, eure Ehrsucht, euer Stolz was dabei zu gewinnen hofft? — Gestern so, heute anders, und morgen wieder anders — wie es euch eben frommt! Erforschet zuerst euch und andere Menschen, und ihr werdet finden, daß die eigentliche Wurzel der Tyranney in der allgemeinen Bosheit gegründet ist. Schneidet diese

in euch ab, und macht daß sie Andere in sich auch abschneiden, dann werdet ihr der Freyheit genießen. — Wären alle Menschen, wie sie seyn sollten: sie müßten in jeder Verfassung glücklich seyn! —

Wenn es möglich wäre, das Wohl der Völker auf dem Papiere zu begründen, so hätten sie sich längst des größten Glückes erfreut. Aber eben jene Hinfälligkeit aller Anstalten, eben jene Unzulänglichkeit aller Verfassungen und Gesetze beweist es zur Genüge, daß das Heil der Menschheit nicht von der politischen Mechanik zu erwarten sey, in der alles relativ und wandelbar ist, ohne sich eines absoluten Seyns zu erfreuen.

Diejenigen, welche den Staat auf diesem Wege aufbauen wollen und dazu weiter nichts, als so eine Mechanik zu Hülfe nehmen, werden nie ihr Ziel erreichen, selbst in der fernsten Zukunft nicht, so daß sie im voraus versichert seyn können, daß ihr Bemühen in alle Ewigkeit nur eine Asymptote hervorbringen wird.

Die Vollkommenheit eines Staats beruht nicht auf eitlen Künsten, sondern auf dem allgemeinen Einheimischwerden der Ideen unter den Menschen, auf der Macht der Vernunft und des Lichts über die Finsternis, auf dem

göttlichen Bunde der Liebe. Nur so kann das goldene Zeitalter, was von uns geflohen, zurückgeführt werden. Ist einmal das göttliche Princip in den Menschen hinlänglich hervorgehoben, so kann das Böse schon leicht gebändigt werden. Dann wird das Reich Gottes beginnen, das Reich des Friedens und der Seeligkeit.

Religion ist die Seele eines vollkommenen Staats. Aber so wie die Seele den ganzen Körper belebt, so muß auch sie Alle durchdringen; und es ist hier nicht jene Religion gemeint, die man etwa den niederen Volksklassen zum Troste geben würde, nachdem man ihnen die theuersten Rechte geraubt hätte, sondern jene echte Religion, welche, wie die Sonne alle Menschen bescheint, welche das theuerste Kleinod, sowohl des Armen als des Reichen ist, welche die Beherrscher der Throne, wie die Bewohner der Hütten, zu Gott erhebt, welche Alle zur Tugend und Gottseeligkeit erzieht und nicht bloß den Einen als Kappzaum gegen die Andern dient.

Aber auch die Philosophie ist ihm unentbehrlich. Denn da die Religion, wie schon einmahl gesagt worden, ein Ruhen in Gott ist, das Leben im Staate aber auf so unzähligen Punkten hervorbricht, daß darüber aus

dem bloß religiösen Standpunkte gar nichts ausgemacht werden kann: so sind damit unmittelbar alle die unendlichen Bewegungen des menschlichen Geistes, in welchen er die Fülle des Lebens zu erschöpfen strebt, — und also zugleich auch der Mittelpunkt derselben d. i. die *Philosophie* nothwendig gesetzt. Sind die Wissenschaften eine nothwendige Stufe des Volkslebens, — und daß sie es sind, kann gar nicht bezweifelt werden, — so ist auch die Philosophie ein wesentliches Element desselben.

Das Ideal einer weisen Regierung muß dieses seyn, daß sie statt ihrer Gewalt die Gewalt der Vernunft einzuführen strebe und dem Volke eigentlich immer mehr überflüssig werde. Deshwegen wird sie auf alle mögliche Weise die geistige Kultur befördern. So bildet ein guter Erzieher seinen Zögling nur, um sich ihm sobald als möglich entbehrlich zu machen.

Jenen, die an der Spitze des Staats stehen und seinen Lauf bestimmen, ist die Philosophie durchaus unentbehrlich. Man soll nicht glauben, daß mit der sogenannten praktischen Fertigkeit alles abgethan sey und daß zur Führung eines Staats mechanische Kunst hinreiche. Dazu werden höhere Ansichten erfordert. Alle wahre Staatsverwaltung, Gesetzge-

bung, Erziehung muß von Ideen ausgehen, wenn sie etwas Großes hervorbringen soll. Durch was wollt ihr aber mit der Macht und Vortrefflichkeit der Ideen bekannt werden, wenn sie euch nicht der Genius der Philosophie offenbaret? — Das Höchste, was die Menschheit hervorbringen kann, ist der Staat; Dasjenige, worin die Philosophie ihre schönsten Ideale versammelt, ist auch der Staat. Nie verliert sie ihn aus dem Auge. Sie strebt in ihn hineinzuwachsen und sich durch ihn zu verwirklichen. Alles, was sie Herrliches besitzt, legt sie in seinen Schoß. Wohl ihm, wenn er es mit Liebe empfängt und im Leben darzustellen bemüht ist.

Was ist das für ein Staat, der nur durch Routine besteht? — Nicht eitle Künste waren es, welche die Gesetzgeber der Alten auszeichneten. Jene Minos, Lykurge, Solone, Charondas, Zaleukus — haben sie etwa durch Mechanik die Größe ihrer Nation begründet? — Keineswegs, sondern weil sie von Ideen ergriffen waren, und Ideen in ihr Werk legten. So lange Ideen im griechischen Volke lebten, war es groß und unbezwingbar; seitdem diese in ihm erstarben, starb es auch nach. So wird es überall und zu allen Zeiten seyn! Griechenland erzeugte die größten Phi-

losophen, Griechenland war auch im politischen Leben groß. —

Die größten Staatsmänner, die größten Feldherrn der Alten haben sich durch Philosophie gebildet. Sie brachten auch ganz andere Dinge zu Stande, als wir. Ein Beweis, wie unbesonnen der Vorwurf sey, daß die Philosophie keinen Einfluß auf das Leben der Nationen habe! Freylich strebt sie einem Ziele nach, welches so hoch liegt, daß es beinahe den Meisten ganz unsichtbar ist und außer aller Beziehung mit dem Nationalleben zu seyn scheint: aber eben dieses Ziel, wenn es erreicht ist, wirkt am kräftigsten auf alle Richtungen desselben zurück, indem sich Denjenigen, die einmahl bei ihm angelangt sind, eine Begeisterung und ein Schwung mittheilt, der durch all ihr Thun hindurchdringet und sie auch dann beherrscht, wenn sie zu andern Geschäften herabsteigen. Dieß erzeugt die wahre Größe. Nicht Schlaueit, Klugheit und Geschicklichkeit sind es, wodurch die großen Männer des Alterthums ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung geworden sind: sondern das Erhabene ihres Charakters, welches allein von Ideen kommt. Wie

weit sind wir hierin zurück, obwohl wir uns so weit vorgeschritten glauben!

Nichts ist erbärmlicher, als wenn man den engherzigen Blick unserer Zeit auf das ehrwürdige Alterthum überträgt und seine im großen Styl errichteten Institute nach modernen Begriffen schulmeistert. Mit hoher Selbstgefälligkeit richtet man über dasselbe: wie seine Religion nur grober Betrug, seine Wissenschaft nur tiefe Unwissenheit, seine Ansichten über die Welt gegen die Unsrigen nur kindische Versuche seyen, und wie wir's denn in Allem so herrlich weit gebracht. Aber darum, daß es keine Dampfschiffe, keine Teleskope, keine Weberstühle, keine Buchdruckereyen hatte, daß es so manches Andere, worauf wir uns so viel zu Gute halten, entbehren mußte, darum ragt es doch ungeheuer über uns hervor. Wo haben wir z. B. bei aller unsrer Kultur das Riesenhafte seines öffentlichen Lebens? — In unseren Zeiten ist dieses ganz in Atomen zerfallen. Ein Jeder lebt bloß in dem engen Kreise seiner Geschäfte, und bekümmert sich zunächst nur um das, was ihm Vortheile oder Vergnügen gewährt. Durch eine künstliche Mechanik werden wir Alle zusammengehalten; aber der innere Zug fehlt. Wir werden wohl vom Staate begriffen, haben

ihn aber nicht in uns. Für Ideen haben wir wenig Sinn; desto mehr jagen wir dem Einzelnen nach. Wer hat es wohl im Detail weiter gebracht? — Uiberall, wo es sich um Kleinigkeiten handelt, sind wir unübertreffliche Meister. Diefs beweisen unsere bürgerlichen Gewerbe, unsere Künste und Wissenschaften. Mit einem unglaublichen Fleisse spinnen wir Alles bis in die feinsten Fäden aus: aber die kühnen Umrisse, die göttlichen Anschauungen, das eigentlich Grofse des Lebens scheint uns ganz zu fehlen. Vergleichen wir uns hierin mit den Alten, so erscheinen Wir als Zwerge, Sie als Riesen, wenn gleich sie in unseren Künsten kaum so wie unsere Kinder erfahren waren. Durch ihre ganze Geschichte geht etwas Erhabenes hindurch, und aus allen ihren Worten, Handlungen, Werken blicken riesenhafte Ideen heraus in kindliche Einfalt gekleidet. Bei uns dagegen ist Alles auf Schrauben gestellt und nach einer grofssprechenden Konvenienz abgemessen. Nichts imponirender als unsere Etiquette, nichts matter als unser Leben! Wenn wir es weit bringen, so ist es bis zur Klugheit. Wie schlau und geschickt wissen wir uns ein vielsagendes Aeufsere zu geben; desto hohler ist das Innere. Nur durch eitle Künste macht man sich geltend; kolossale

Charaktere sind eine seltene Erscheinung, finden auch wenig Verehrer. Unsere Geschichte hat wohl Manches, was Staunen erregt; aber nur durch die Masse nicht durch den Geist. Wir leben wohl friedlich im Staate zusammen, sind aber darin ungefähr so neben einander, wie die Sandkörner eines Sandhaufens, ohne eigentliche Einheit, ohne an dem Ganzen wahren Antheil zu nehmen. Dabei lauter Egoismus! Wie Blutigel saugen die Bürger an dem Staate und trachten auf Kosten des allgemeinen Wohls ihr eigenes zu vermehren. Es wird auf das öffentliche Interesse völlig Sturm gelaufen; deswegen hat aber auch die Auszehrung überall so um sich gegriffen. So ist unser politisches Leben!

Blicken wir auf unser Wissen, wozu hilft es uns auch? — Eine gränzenlose Sucht hat uns ergriffen, Alles aufzuräumen, zu klassificiren, in Abschnitte und Paragraphe zu zwingen: aber das Leben bricht nicht in Paragraphen, nicht in Abschnitten hervor. Wie eine mächtige Fluth ergießt es sich bald da bald dort, sich allen Schranken entwindend, und rauscht weiter. Mühsam keichen wir dann hinten drein, es mit unseren Kompendien gefangen zu nehmen, seine Innigkeit in Hauptstücke zu zerschneiden und seinen Lauf der

berechneten Formel zu unterwerfen. Aber seine unerforschlichen Launen spotten unserer Bemühungen.

So geschieht es, daß wir über dem ungemäßigten Streben nach Uibersicht, Ordnung, zum Leben selbst nicht kommen und die großen Epochen desselben von uns immer mehr entfernen. Weil wir so sehr bemüht sind, überall das Skelett von dem, was wir sehen, herauszukehren, so wird am Ende unser Leben selbst ein Skelett — ausgetrocknet, kalt, öde. — Nicht durch Syllogismen haben sich große Charactere gebildet, und nicht durch schulgerechte Compendien hat sich der menschliche Geist zu großen Dingen entflammt! — Nur eine großartige Philosophie kann uns diese Pusillanimität benehmen. Das Grübeln gibt bis zu einem gewissen Punkte Leben, über diesen hinaus Tod.

Wie wollen wir uns zu einer großen Ansicht erheben, wenn unser Gemüth ganz mit Armseligkeiten verschüttet ist; wenn uns nur solche Gedanken, Gefühle und Begierden umschwärmen, die eben die Alltäglichkeit anregt; wenn Vorurtheile und Gewohnheit immer enger und enger ihr steinernes Gewölbe über uns wölben, und uns in dessen tiefe Nacht so begraben,

graben, daß wir weiter nichts als das, was uns zunächst umgibt, gewahr werden — es sey denn, daß eine ausserordentliche Erschütterung, die dicke Decke über uns spaltend, den blöden Blick wenigstens auf einen Augenblick hinauslocke? Wie wollen wir uns zu einer grossen Ansicht erheben, wenn uns eine kleinliche Gesinnung den geistigen Athem vollends zuschnürt? — Wir werden von den alltäglichen Geschäften so ganz ausgefüllt, so von ihnen niedergehalten, daß das Streben nach dem Höchsten kaum dann und wann, und nur in schwachen, bald vorübergehenden Zuckungen sich offenbart. Ununterbrochen nach demselben das Auge zu richten, ist den Wenigsten gegeben. Einzelne glückliche Naturen sind es nur, deren Kraft über den Druck hinausreicht. Ihr mächtiger Trieb zum Göttlichen geht durch Alles hindurch und ist gleichsam der fortlaufende Faden, an dem sie aus jenem finsternen Labirinthe in das Reich des ewigen Lichts sicher wandern. Wohl dem Volke, unter welchem viele Solche aufstehen!

Ihr, die ihr am Staatsruder sitzend, an dem Wohle des Volkes arbeitet und Alles herbeizuschaffen bemüht seyd, was sein Glück befördern kann, die ihr ausländische Fabriken und Manufakturen einheimisch macht, kostbare

Maschinen einführt, den Ackerbau aufmuntert, Handel und Industrie befördert, nützliche Künste und Wissenschaften beschützt, mit Einem, Worte das Land mit Allem zu bereichern strebt — könntet ihr es ertragen, daß die größte aller Wissenschaften, in welche sich der menschliche Geist, um sich mit der Welt zu versöhnen, nachdem er nirgends hat Befriedigung finden können, hinausgestürzt hat, — daß die Philosophie für euer Volk eine ausländische Waare bleibe? — Oder könntet ihr gar die Meynung hegen, daß dieß nur eine müßige Spekulation, eine eitle Erfindung ohne Wurzel im Menschen und ohne Bedeutung für denselben sey, bestimmt, nur den gemeinen Menschensinn zu quälen und ihn von nützlichen Beschäftigungen abzuziehen? — Glaubt ihr, daß mit dem Ackerbau, der Industrie, dem Handel und dem Fachwerk eines ansehnlichen Haufens einzelner Wissenschaften auch die letzten Höhen der Menschheit erstiegen sind? — Aber bedenket, daß man ein Volk nicht nach beschränkten Mafsstäben messen, und seine Bedürfnisse nicht nach jenen eines Einzelnen beurtheilen dürfe. Es ist unendlich, so wie die Idee unendlich ist, die es in sich trägt.

Nicht wie ein Mündling ist es zu behandeln, dem man Manches gewährt, Manches versagt, von Manchem ihn abhält, für Manches ihn abrichtet: vielmehr muß ihm in seinen Beschäftigungen die unbeschränkste Freyheit gelassen, und in seiner Entwicklung die größte Allseitigkeit begünstigt werden. Freylich ist es schwer, mit solchen Gedanken bei Jenen Eingang zu finden, welche vom Volke gar keine andere Ansicht als die eines Haufens haben und weder den ihm eingebornen Organismus sehen, noch sich zu einer allgemeinen, durch alle Einzelnen hindurchgehenden Idee seines Lebens erheben können. Die Meisten haben eine Lieblingsidee, welcher sie alles Andere unterwerfen, und nach welcher sie nicht nur sich selbst bilden, sondern auch alle Uibrigen modeln. Alle möchten sie in Eine Form zwängen, gleich jenem Räuber Prokrustes, der für alle seine Schlachtopfer ohne Unterschied nur Ein Bett von unveränderlicher Länge hatte.

Aber das Leben der Menschheit hat in den Individuen in eine unendliche Mannigfaltigkeit ausgeschlagen und läßt sich nicht auf Eine Form zurückführen. So wie die Gestirne an verschiedenen Punkten des Horizontes heraufkommen und die mannigfaltigsten Kreise be-

schreiben, indem einige kaum ein wenig sich erheben und sich bald wieder neigen, andere die Höhen des Himmels ersteigen, andere wieder zwischen beiden das Mafs halten: eben so ist es zu schauen, wie die Menschen aus der Nacht der Zeiten auf den verschiedensten und entgegengesetztesten Punkten in den Horizont des Lebens hervorbrechen, Einige in ihren Bahnen dicht noch an die Erde streifen, Andere in die Tiefen des Himmels sich stürzen; Einige langsam nur weiter schreiten, Andere mit Ungestüm forteilen; Einige nach allen Richtungen die Welt durchstreifen, Andere unbeweglich wie Felsen, Vielen zur Stütze dastehen; Einige in den Höhen wandelnd einen Kulminationspunkt suchen, Andere ein unterirdisches Daseyn führend immer tiefer graben; Einige mit hellem Glanze wie Sonnen leuchten, Andere nur ein dürftiges Licht haben und wieder Andere ganz dunkle Körper sind. Jeder bemächtigt sich eines Theils von dem unendlichen Raume, und lebt darin wie in seiner eigenen Welt: aber nur Alle zusammen vermögen durch die unendliche Mannigfaltigkeit ihrer Bewegungen das Firmament des Lebens auszufüllen. Diefs ist eben die Bestimmung des Staats,

dafs in ihm Alles zur Wirklichkeit werde, was in der Menschheit Gutes liegt. Er wird daher jenen verschiedenen Bewegungen nicht nur ruhig zusehen, sondern sich an ihrem Anblicke innigst erfreuen, weit entfernt sie zu beschränken, sie vielmehr auf alle mögliche Weise begünstigen und nur diejenigen von ihnen, welche zerstörend wirken, aufzuheben suchen. Am wenigsten darf er nach kleinlichen Rücksichten die verschiedenen Zweige, die der Geist treibt, mit seiner Scheere zuschneiden, und die kräftige Vegetation in einen französischen Garten umwandeln.

Es kann gar wohl etwas einem Einzelnen als unnütz und überflüssig erscheinen, ohne darum dem Ganzen weder unnütz noch überflüssig zu seyn. Jeder legt auf das den meisten Werth, was zu seinem Zwecke vorzüglich taugt. Anders fühlt sich der Kaufmann von der Welt berührt, anders der Krieger, anders der friedliche Bewohner, anders der Landbauer, anders der Segler. Anders ist die Stimmung des Stubengelehrten, der zwar eine ungeheure Masse von Gedanken in sich trägt, aber in denselben eigentlich nur sich selbst sieht: anders die Stimmung desjenigen, der, durch Wissenschaft aufgeregt, der Anschauung der Völker und Länder genießt und das Le-

ben im Großen sieht *). — Während Jener, selbst unbeweglich, Alles zu sich herüberzieht und in seiner Stube aufschichtet, um Nahrung für seinen Geist zu haben: fühlt sich Dieser von dem unendlichen Puls des öffentlichen Lebens gehoben und aufser sich in seinen Strudel geworfen. Während Jener an der ruhigen Beschauung seiner Gegenstände den Blick weidet, wird Dieser von der Unruhe des Lebens getrieben und eilt fort auf den Wogen desselben. Während Jener erst durch seine Wissenschaft mit Andern zusammenhängt, zieht Diesen unmittelbar eine geheime Sehnsucht zum Schwerpunkte seines Volks. Während Jener in wissenschaftlichen Gebilden sich ergötzt, strebt dieser im Dienste des gemeinen Wesens seinen Thatendurst zu stillen. Andere Absichten hat der Staatsmann, andere der Priester, andere der Gelehrte, andere der Künstler, andere der bloße Handwerker: Aber über Alle

*)

ὅς —

Πολλῶν δ' ἀνθρώπων ἶδεν ἄστυα, καὶ νόον ἔγνω

Homer. Odyss. l. I.

Qui mores hominum multorum vidit et urbes.

Horat. de Arte Poët.

mufs der Staat erhaben seyn, und nicht etwa nur mit Diesen oder Jenen Parthey machen, sondern Alle unpartheisch beschützen.

Auch sollte nicht allein das Bedürfnifs der grofsen Menge berücksichtigt werden: denn die erhabensten Bedürfnisse eines Volkes, so wie seine erhabensten Gedanken, sprechen sich nur durch einige Wenige aus, die durch das, was Andere ganz ausfüllt, keineswegs befriedigt, den Drang in sich fühlen, auch den höchsten Gipfel zu ersteigen. Auf diese mufs der Staat vor Allem bedacht seyn und für ihre Bildung Anstalten treffen, selbst wenn er auch keinen unmittelbaren Vortheil von ihnen ziehen und sogar Aufopferungen ihretwegen machen müfste. Er soll bedenken, dafs unter dieser Schaar vielleicht Einer oder der Andere verborgen ist, welcher der Ruhm des Volkes, dem er angehört, und sein Repräsentant in dem Ehrentempel der Unsterblichkeit werden könnte. So Einer aber, ja die blofse Hoffnung seines Erscheinens, kann um keinen Preis zu theuer erkaufte werden; denn das Höchste was ein Staat leisten kann, ist die Erweckung grofser Geister. Sie sind sein schönster Schmuck, mehr werth als alles Andere zusammen. Dadurch bekommt er ein ewiges Gewicht. So hat ein Plato in der

Wagschale jenes Volks, dem er angehört, mehr zu bedeuten, als alle Schätze und eroberte Provinzen zusammen.

Wo ist ein Volk, das nicht gerne auch seine Platone hätte? — Wie will sie es aber haben, wenn es die Philosophie nicht in Ehren halten mag, wenn es ihr nicht die unbeschränkteste Freiheit gewährt und durch seine Achtung für dieselbe nicht immer Einige für ihren Dienst begeistert? — Wie sollen sie aufstehen, wenn seine Gelehrten den höchsten Aufschwung der Philosophie auf allen gelehrten Marktplätzen als unnütz verschreyen, die Jugend davor wie vor schädlichen oder doch wenigstens Zeit tödtenden Grübeleien warnen, die goldene Mittelmässigkeit anpreisen, nur bis zu einem gewissen Punkte den Flug gestatten und dem Geiste nicht erlauben, sich frey und kühn an der Unendlichkeit zu versuchen; wenn sie ihn nur in jene Formen zwingen, die sie entweder für ihre Wissenschaften, oder für andere Gewerbe für nützlich halten? — Oder will man vielleicht behaupten, daß man vorerst der Nation zu einem gewissen Wohlstande verhelfen müsse, bevor man sie weiter führen könne, indem alle höhere Entwicklung auf der grösseren Unabhängigkeit, die der Wohlstand gibt, beruhe? — Wohl liegt

hierin viel Wahres; man bedenke aber, daß man alles dasjenige, was vortheilhaft beizutragen vermag, den Character der Nation zu bilden, nie frühzeitig genug einführen könne, und daß man ja nicht so etwas, was gleich in ihrer Kindheit eingepflanzt werden muß, auf die Zukunft verschieben dürfe. Soll dann erst die Nation mit dem Edelsten bekannt werden, wenn sie im Unedlen groß gewachsen ist? — Uibrigens um Philosophie zu verstehen, braucht man eben nicht reich zu seyn, und um Philosophen zu haben, wird vor der Hand weiter nichts erfordert, als daß sich Mehrere mit dieser Wissenschaft beschäftigen. Wenn es auch Einigen mißlingen sollte, sie zu erreichen, so bleiben doch noch Andere da; dagegen, wenn nur Wenige und diese ohne Erfolg sich mit ihr abgaben, sie bald ganz ausgehen müßte. So fallen bei der Stürmung einer Veste Viele und kommen nicht hinein; sie wird aber doch eingenommen, wenn die Zahl der Stürmenden hinlänglich ist.

Der Mensch wird in seinem Eifer für irgend ein Geschäft unglaublich gespornt, wenn er ihn auch bei Andern sieht. Es ist nicht zu beschreiben, wie groß die Gewalt gemeinschaftlicher Unternehmung über den Einzelnen ist. Einer fühlt die Kraft Aller in sich, die

Begeisterung pflanzt sich von Einem zum Andern fort, und jauchzend schreitet man vorwärts. Wie sehr wird man dagegen nicht niedergeschlagen, wenn Einer nach dem Andern erkaltet, Einer nach dem Andern zurückbleibt, und man zuletzt ganz allein, ohne ein menschliches Geschöpf neben sich zu sehen, das gleiche Gefühle, gleiche Bestrebungen auf demselben Pfade erhalten möchten, seinen Weg weiter gehen muß.

Die übrigen Gelehrten werden durch die Aussicht auf unzweifelbaren Ruhm, und durch die Menge der Mitbewerber, welche diese Aussicht herbeilockt, immer mehr angefeuert. Der Philosoph kann nicht in dem Masse, als er in seiner Wissenschaft Fortschritte macht und sich selbst Beyfall geben muß, sich auch des Beyfalls seines Volks erfreuen. Vielmehr wird dasjenige, wornach, als nach dem Verdienstvollsten, ihn seine Uiberzeugung ringen heisst, von demselben mit Gleichgültigkeit aufgenommen. Er darf sich also bei seinen Anstrengungen, wenn er ermüdet niedersinkt, nicht mit dem Gedanken auffrischen, daß er durch seine Arbeit Ehre einernt wird vor seinem Volke; — dieser Erquickung muß er gänzlich entbehren. Die mächtigste aller Triebfedern, welche allen Andern, die etwas leisten

wollen, das Schwerste leicht macht, kann er sich nicht zu Nutzen machen. Freylich hat wieder die Wahrheit für Jeden, der dafür Sinn hat, so unwiderstehliche Reitze, daß es unmöglich ist, von dem Ringen nach ihr, mag es noch so beschwerlich fallen, abzulassen. Aber Solche gibt es nur Wenige. Und wenn sich welche finden, die sich trotz allen Abmahnungen und in den Weg gelegten Hindernissen doch dem Studium der Philosophie weihen, so müssen sie es im Verborgenen und gleichsam in abgelegenen Höhlen thun. So wie sie sich öffentlich zeigen, werden sie von den Meisten feindselig angegriffen, von den wenigen Gutmüthigen aber höchstens nur bedauert, daß sie sich — sonst so gute und brave Menschen — in so kopfverrückende Grubeleyen haben hinreißen lassen und so unnütz ihre Zeit verderben. — An dem großen Haufen kann dem Philosophen nie was gelegen seyn; doch selbst von den Besseren des Volkes sich verurtheilt zu sehen, das kann ihm nicht angenehm seyn. Die Einen halten ihn für schädlich, die Andern für überflüssig; aber weder die Einen noch die Andern wissen, was sie thun; sonst würden sie eine ganz andere Sprache führen.

Diejenigen, welche es von keinem Nutzen

finden, ein stehendes Institut für die Pflege und Verbreitung der Philosophie im Staate zu gründen, ja vielmehr eine chinesische Mauer gegen die Einfuhr aller tieferen Spekulation auführen möchten, sollten bedenken, daß, da sie die Nation davon doch nicht ganz rein erhalten können, sie das eingebildete Unheil erst zu einem wahren Unheil machen würden. Denn wenn nur einmahl die wahren Philosophen zum Stillschweigen gebracht oder ganz verbannt sind, so werden — da der Drang, sich die Welt auf irgend eine Weise, auf welche es auch seye, klar zu machen, doch nie ganz im menschlichen Gemüthe sich austilgen läßt — nun die After-Philosophen kommen, Leute ohne Beruf und höhere Weihe, ohne Wissenschaft und wahre Begeisterung, entweder Schwärmer, die einen undurchdringlichen Nebel um das Volk ziehen, oder geist- und herzlose Menschen, die unter dem erhabenen Nahmen der Philosophie ihre Gemeinheit zur Schau tragen, allen möglichen Unfug treiben, alles Heilige und Göttliche aus dem Leben wegräsoniren, dem Volke seine letzte Stütze, den Glauben, nehmen, die Religion verlachen, die Natur morden, die Welt aus Zufall erklären, und während dem sie den Menschen in die ewige Nacht des Todes versenken, ihn

aufzuklären vorgeben — und dieß Alles im hochtrabenden Nahmen der Philosophie! —

So fallen die erhabensten Angelegenheiten in ganz gemeine Hände, von denen sie natürlicherweise nur besudelt werden. Die falschen Propheten ziehen ungestraft herum, weil die wahren nicht da sind, die die Wölfe in Schafspelzen zeigen möchten. Man glaube ja nicht, daß man solchem Unfug durch Verbothe, Strafgesetze und öffentliche Gewalt vorbeugen könne. Das Uibel wird im Geheimen schleichen, und desto sicherer um sich greifen, je eifriger die Menschen demjenigen nachstreben, was ihnen eine äußere Gewalt, ohne die Wahl ihrem eigenen Urtheile anheimzustellen, eigenmächtig vorenthält. Dieses zieht die natürliche Folge nach sich, daß, so wie das Verderben im Geheimen sich nur recht weit ausgebreitet hat, es sogar über das Gesetz selbst, wodurch es gedämmt werden sollte, herfallen und es vertilgen wird. Was in der Wissenschaft gefehlt worden, muß wissenschaftlich durch die Macht der Vernunft zurechtgewiesen werden: sonst wird es durch keine Gewalt in der Welt ausgerottet werden.

Es ist nicht zu berechnen, was für furchtbare Verheerungen eine seichte Philosophie

anrichtet und wie sehr sie den Aufschwung, sowohl im Leben als in den Wissenschaften lähmt. Sie wird aber immer seicht; — weil es doch immer eine Art Philosophie geben muß — so lange sie der Staat nicht öffentlich anbauen und zu ihrem Anbaue die besten Köpfe aufmuntern wird; ferner, so lange er, wenn er auch ihre Oeffentlichkeit gestattet hat, sie nicht ihrer eigenen Ausbildung überlassen, sondern nach Zwecken, die die Willkühr er-sonnen, hin und her zerren wird.

Soll die Philosophie gedeihen, so muß sie von Männern gepflegt werden, die einen wahren Beruf für sie haben, und denen es um die Sache Ernst ist. Ein heiliger Eifer muß sie leiten und eine eigenthümliche Begeisterung ihnen die Weihe geben. Sie ist nicht ein Geschäft, das man so neben vielen andern mitnehmen, und an das man mit der Gesinnung eines Tagelöhners gehen könnte. Sie verlangt vollkommene Uneigennützigkeit und gänzliche Aufopferung für den Dienst der Wahrheit. Sie bewahrt ein Heiligthum; sie will daher gleichfalls ihre Priester haben. Denn auch das Edelste wird gemein, wenn es in gemeine Hände fällt! —

Ja, zur Philosophie bedarf es eines eigenthümlichen Berufes. Nicht um den Preis ge-

wöhnlicher Bemühungen ist sie zu erstehen, so daß, um zu ihr zu gelangen, nur Fleiß und gesunde Sinne hinlänglich wären; nein — sie ist das Resultat der höchsten Anstrengung und einer eigenen Geistesgabe. Wer diese nicht hat, wird in ihr nichts ausrichten. Er wird wohl um sie herumgehen, aber nie in ihren Kern dringen können; es fehlt ihm ja der Schlüssel zu ihrem wichtigsten Geheimnisse. Manches mag er ihr ablernen, aber an der Gesetzgebung in derselben Theil zu nehmen, ist ihm nicht gegeben. — Sie ist ein verschlossenes Buch, worin nicht Alle zu lesen verstehen. Dieses ist seit jeher ein Gegenstand des größten Aergers gewesen, und hat ihr die übelsten Nachreden zugezogen. Man klagte sie der Geheimniskrämerey, des Stolzes und der Erhebungssucht an; man warf ihr vor, daß sie sich nur deswegen in geheimnißvolles Dunkel hülle, damit sie ihre Nichtigkeit um so sicherer bedecke; daß sie ihre Kenntniß deswegen so sehr erschwere, damit sie sich bei dem Volke eine um so vornehmere Miene gebe. Man hat sich einmahl in den Kopf gesetzt, daß es zur Philosophie keiner Vorbereitung bedürfe und daß sie ohne weiters dem ersten Besten zugänglich seyn müsse. Allerdings ist gar Vieles von ihr be-

stimmt, allgemeines Gut zu werden: aber ihren inneren Bau hat nun einmahl die Natur bloß Einigen anvertraut und ihnen dazu die erforderliche Kraft und Weihe gegeben. Dieß ist nicht abzuändern und darüber sollte sich wohl füglich Niemand aufhalten. Ist es doch nicht Allen gegeben, Dichter, Künstler, Redner, Mathematiker u. s. w. zu seyn; ist doch beinahe für ein jedes Geschäft, wenn es auf eine ausgezeichnete Weise geführt werden soll, ein eigenes Talent nothwendig! Dieß ist allgemein bekannt und darüber bescheidet sich Jeder zur Ruhe: nur die Philosophie soll eine Ausnahme machen, und Jeder soll ohneweiters aus jedem noch so niedrigen Standpunkte, wo er sich befindet, auch über sie sprechen können.

Wenn aber die Philosophie, da sie den Gipfel alles menschlichen Wissens bezeichnet, die höchste Wissenschaft ist, so scheint es doch durch sich selbst klar zu seyn, daß sie von den niedrigeren Standpunkten aus, auf denen sich die Meisten befinden, nicht erreicht werden könne, und daß es demnach einer eigenen Erhebung zu ihr bedürfe. Mit Recht behauptet der Philosoph von seinem Standpunkte daß er der höchste sey; aber sehr Unrecht haben diejenigen, die ihn darum des Hoch-

Hochmuths beschuldigen. Es ist diefs die offenbarste Ungerechtigkeit, als wenn das Streben des Philosophen auch das Geringste mit jenem gewisser Leute im bürgerlichen Leben gemein hätte, die nicht sobald auf eine höhere Stufe hinaufgeklettert sind oder schon von Geburt an sich darauf befinden, als sie sich auch über alle unter ihnen Stehende gleich Göttern erhaben glauben und auf dieselben wie auf den Staub mit Verachtung herabsehen. Solche kleinliche Eitelkeit hebt ja gerade sein Standpunkt auf, und er fällt nothwendig herab, so wie er sich ihr ergibt. Wenn er am höchsten steht, so ist es mit anderen Gefühlen und durch ein anderes Schicksal. So weit ist der Stolz von ihm entfernt, daß es vielmehr ganz gewiß ist, ein stolzes Gemüth könne sich schlechterdings des Erhabensten in der Philosophie nicht bemächtigen, indem das Gift, was in einem solchen Gemüthe liegt, jeden aufkeimenden großen Gedanken anfrisst, und jeden Anfang zu einer erhabenen Stimmung der Seele durch die Erregung kleinlicher Gefühle unterbricht.

Die Natur hat selbst in allen Dingen eine Uiber- und Unterordnung eingeführt, ohne darum den Stolz einzuführen. Dieser kann nur aus dem Losreißen des Einzelnen vom

Ganzen entstehen; sie aber kennt nur ein einziges Seyn, das Seyn des Ganzen. Bloß in diesem und durch dieses ist alles Andere, ist aber darin auch unzerstörlich. Jedes Einzelne, mag es noch so schwach, noch so klein und unbedeutend scheinen, trägt doch wesentlich zur Verherrlichung des Ganzen bei und hat darin einen unschätzbaren Werth.

Eben so ist es mit dem Menschengeschlechte. Wie verschieden auch die Stufen seyn mögen, auf welche die Vorsehung die Individuen stellte, wie verschieden die Talente, die sie ihnen gab und wie groß der Abstand, der zwischen ihnen statt findet: so haben doch Alle eine gleich ewige Bedeutung in der Idee der Menschheit, einen gleich unendlichen Werth, wenn sie nur würdig die Stelle behaupten, die ihnen angewiesen ist, und es ist in dieser Beziehung, sich über einander zu erheben, kein Grund vorhanden. Gott hat unter den Menschen eine ewige Rangordnung eingeführt, und diess zu ihrem Heile: aber die Sünde ist dazu getreten und hat den Stolz zur Welt gebracht.

Wer überhaupt die Menschen nur als Einzelne betrachtet und nicht im Stande ist, sie in der Idee der Menschheit zu begreifen, der wird durch gar

viele Erscheinungen im Leben verwirrt und in seinen innersten Grundfesten wankend gemacht. Er wird sich kaum weigern können, die Gewalt eines blinden und partheyischen Schicksals anzuerkennen. Denn der Versuch, alle Menschen in ihren geistigen Anlagen zu nivelliren und auf den Exponenten der Einerleyheit zu bringen muß nothwendig misslingen. Die unendliche Mannigfaltigkeit, welche die Allmacht in die menschlichen Formen legte, kann durch keine noch so künstlich ersonnene Hypothese gedämmt werden.

Mir scheint, nichts ist mehr geeignet, den Menschen von der Nichtigkeit und der bloßen Relativität seines einzelnen Lebens hiernieden zu überführen, und ihn auf die Idee, daß er erst im Ganzen der Menschheit seine absolute Wurzel habe, zu treiben, als eben jenes Axiom: daß Alles Einem nicht möglich sey und daß die Lösung der unendlichen Aufgabe des Lebens der ganzen Menschheit und der ganzen Zeit aufgetragen sey. Es kann aber auch keine andere Ansicht den Einzelnen mit größerer Ruhe und Zufriedenheit erfüllen.

Die Behauptung, daß die Philosophie, weil sie am höchsten steht, von den niedrigeren

Standpunkten aus als solchen nicht erreicht werden könne, ist keineswegs, wie es auf den ersten Blick scheinen möchte, mit jener im Widerspruch, daß sie für das Leben ganzer Nationen und einzelner Menschen eine so große Bedeutung habe. Denn, wenngleich zu der Ergründung derselben eine eigene Gabe gehört, die die Natur nur Einigen anvertraut zu haben scheint; wenngleich das Allerheiligste in derselben nur sehr Wenigen zugänglich ist, indem die Meisten durch mannigfaltige Hindernisse in kleinerer oder größerer Entfernung zurückgehalten werden: so folgt doch noch nicht daraus, daß ihre Wirkung auf jene Wenigen beschränkt sey und nicht in das Leben selbst derjenigen eingreife, welche von ihr nicht das mindeste wissen, so wie gar Vieles aufs Leben Einfluß hat, ohne daß man sich's eben erklären könnte. Daß Obere ist von dem Niederen in so weit abgeschnitten, daß es über seine Begriffe geht; gleichwohl steht demselben nichts im Wege, Alles was unter ihm ist, durchzuschauen und zu regieren, ohne daß es wechselseitig davon weder durchgeschaut noch begriffen werden könnte. Sollte nur dasjenige für eine Nation Bedeutung haben, was allgemeines Gut werden kann, so müßte wohl alles Vortreffliche aus derselben ausgeschlossen und

sie am Ende nur auf dasjenige beschränkt werden, was als thierische Basis jedem nothwendig beigegeben worden: denn nur darin kommen alle Menschen zusammen; von dem Punkte an, wo sie eigentlich Menschen zu seyn anfangen, gehen sie nach unzähligen Richtungen aus einander.

— Damit erhabene Ideen ins Leben einer Nation übergehen, ist es hinreichend, wenn sie sich bei denjenigen, welche die Seele von vielen Andern zu seyn bestimmt sind, festsetzen und von ihnen auf verschiedene Weise in Anregung gebracht werden. Es braucht dieß eben nicht im Vortrage des Katheders zu geschehen.

Im gemeinen Leben verbiethet dem Philosophen der Genius seiner Wissenschaft, von derselben viele Worte zu machen, und durch die dornigten Pfade, durch welche sie sich hindurchwinden muß, die kindliche Einfalt zu verwirren. Er soll zum Volke nicht anders sprechen, als durch die Darstellung eines Lebens, welches Jedermann mit der Uiberzeugung erfüllte, daß ein göttlicher Dämon in ihm wohne, der ihn treibe. Das Uibrige, was er von seiner Wissenschaft empfangen, ist nicht der Art, daß er damit eitel Staat mache vor allem Volke. Er muß es in seiner Rein-

heit bewahren — für sich und für Diejenigen, die dafür Sinn haben.

Was die Stellung des Philosophen als solchen und des Lehrers der Philosophie anbelangt, so ist dieselbe ganz verschieden. Ein Philosoph als solcher genießt eines unabhängigen Seyns und ist bestimmt — wenn es erlaubt ist, sich dieses Ausdrucks zu bedienen — das reine Bewußtseyn seines Volkes zu werden.

Ein Lehrer der Philosophie hat seine Wurzel zunächst in demselben und soll, so zu sagen, sein empirisches Bewußtseyn vorstellen. Er hat die Aufgabe, seinem Volke alles das Herrliche, was in ihm lebt, zum Bewußtseyn zu bringen, es auszusprechen und weiter zu fördern; er hat die Aufgabe, sich in den Brennpunkt seines Lebens zu versetzen, um von den Strahlen desselben beleuchtet zu werden, — sein individuelles Leben ganz in seinem Leben zu versenken und bewegt und getrieben zu werden von seinen Gedanken, auf daß er es, und es ihn verstehe und begreife. Denn ein Lehrer der Philosophie, der an dem Leben seines Volkes nicht Theil nimmt, sondern sich aus eigener Macht konstituiert und dessen Bedürfnisse verschmäht, wird ewig fremd bleiben demselben Volke und ausgeschieden

werden aus seiner Mitte: er ist nur als ein Fremdling unter dasselbe gekommen, und nicht organisch aus ihm entsprossen. —

Ein Philosoph als solcher dagegen steht im ausschliesslichen Dienste der Wahrheit, und hat keine andere Bestimmung, als aus allen Kräften nach ihr zu ringen. Hierin darf er sich von keiner andern Rücksicht, als von der Liebe zur Wahrheit bestimmen lassen. Und sollte auch sein Zeitalter, — aus Trägheit oder Beschränktheit unvermögend ihm zu folgen — sich gegen ihn auflehnen, so soll er sich ruhig zerfleischen lassen: denn die ganze Ewigkeit wird sich an ihm ergötzen, und es wird eine Zeit kommen, da dasselbe Volk, welches ihn verschmäht hat, seine Asche küssen wird, ob dem Ruhme, der demselben aus ihm erwachsen ist! —

Die Philosophie muß im Staate nothwendig, und nicht etwa bloß aus Duldung, gelehrt werden; denn sie gehört zu seinem Elemente. Zwar muß man die Hoffnung ihrer allgemeinen Verbreitung als eigenthümlicher Wissenschaft aufgeben; aber ihr Vortrag ist doch deswegen von unendlich großer Bedeutung für das Leben der Nation, weil sie als Erre-

gung und Anfachung des Geistes von un-
 rechenbarer Wirkung ist. Ihr tiefstes Geheim-
 niss wird immer den Meisten verborgen blei-
 ben; es steigen aber aus ihrem Heiligthume
 unendliche Ideale auf, die, wenn sie auch für
 Viele nur in Dunkel gehüllt und in weiter
 Ferne erscheinen, doch selbst die Schwächsten
 und Verwahrloseten dann und wann aus ih-
 rem Schlafe rütteln. Durch sie werden große
 Gedanken in Umlauf gebracht, die dann wie-
 der andere erzeugen; durch sie kommt ein
 großer Styl in die Wissenschaften, der sich
 dann in Allem offenbart. Sie verbreitet einen
 eigenthümlichen Geist der Tiefe und Erhaben-
 heit über die Nation, und bringt etwas Kolos-
 sales in ihr Leben, wie dieß z. B. bei den
 Griechen ganz augenscheinlich der Fall ist.
 Wie viel hat ihr dieses Volk nicht zu verdan-
 ken, und wenn sie ihm auch nur den einzigen
 Epaminondas gebildet hätte! — *Ja die Phi-
 losophie muß gelehrt werden, damit die Erde
 wieder ihre Tiefen aufschliesse und ihre Rie-
 sen an den Tag sende! —*

Erster Unterabtheilung.

Zweiter Haupttheil.

*Die Philosophie in ihrem Verhältnisse zum
einzelnen Leben.*

Zweiter Haupttheil.

Die Philosophie in ihrem Verhältnisse zum
christlichen Glauben

Erste Unterabtheilung.

Einfluss der Philosophie auf eine vortreffliche Lebensführung überhaupt.

Es bleibt uns noch übrig, über das Verhältniß der Philosophie zum Leben einzelner Menschen zu sprechen. Hier ist der Ort, wo das vollends entschieden werden muß, was man eigentlich ihren Nutzen nennt.

Wahr ist es, in einer gewissen Beziehung darf vom Nutzen der Philosophie nicht die Rede seyn; aber in einer andern ist es allerdings der Mühe werth, davon Kenntniß zu nehmen. Wenn man nämlich nach merkantilischem Gewinnste in ihr nachfragen wollte, so ist freylich nichts ehrenvoller, als diese Frage mit tiefem Stillschweigen zu erwiedern; denn nicht einmahl die übrigen Wissenschaften sind wie liegende Güter zu betrachten, deren

Nutzen nur nach dem reinen Ertrage, den sie abwerfen, berechnet wird: viel weniger also die Philosophie. Wenn aber Jemand zu wissen begehrte, ob man sie überhaupt entweder für so etwas halten müßte, wovon es ganz gleichgültig wäre, ob es sey oder nicht sey; oder aber für etwas, das einen absoluten Werth und ein nothwendiges Seyn hätte: so muß ihm allerdings Antwort ertheilt werden.

Indem wir demnach in der Darlegung des Verhältnisses der Philosophie zum Leben einzelner Menschen recht eigentlich von dem zu reden gedenken, was ihr Nutzen genannt zu werden verdient, ist es keineswegs unsere Absicht, diese Wissenschaft als eine solche darzustellen, welche allen Jenen, die etwas gewinnen wollen, Manches Brauchbare liefern könnte und also schon deswegen auzuempfehlen wäre: sondern wir haben uns vielmehr vorgesetzt, darin derjenigen Ansicht zu begegnen, die da meynt, Philosophie als solche sey kein Leben, und wenn sich auch Manches in ihr, was praktisch ist, finde; so sey sie nur eben durch dieses in Berührung mit demselben, habe auch nur insoweit eine Bedeutung ohne übrigens ein wesentliches Element desselben zu seyn.

Wenn wir aber von unserer Wissenschaft

einen wohlthätigen Einfluß auf das Leben versprechen, so darf man sich dieses nicht etwa so vorstellen, daß sie ein äußerer Gegenstand und der Mensch gegen dieselbe ein inneres Gefäß seye und daß, nachdem nun jenes Aeufsere in dieses Innere geschüttet würde, daraus ein so wohlthuendes Gemisch entstände. Vielmehr ist unsere Meinung diejenige, daß eine Philosophie als Aeufseres in einem sogenannten Inneren als Innern — da sie selbst todt ist — in alle Ewigkeit nichts als eine todte Geburt zur Welt bringen könne. Will der Mensch Leben aus ihr saugen, so muß er sein ganzes Wesen bis zu ihr hinauf erweitern und sie nicht etwa zu sich herabziehen. Es darf kein Gegensatz zwischen ihr und ihm bleiben; sie muß ihm aufhören, ein Fremdes zu seyn. Er muß sich des plastischen Moments in derselben bemächtigen und im hohen Sinne des Wortes Künstler werden, erfüllt und begeistert von der unaussprechlichen Grösse ihres Gegenstandes. Dann, nachdem ihn die Philosophie auf ihren Schwingen aus seiner Beschränktheit mit sich fortgerissen haben wird, dann wird das Unendliche auch in ihm zum Durchbruche kommen. Er wird den Drang fühlen, ein herrliches, erhabenes, unendliches Leben darzustellen, was denn freylich etwas

Anderes ist, als mit bloßen Subsumtionen, worin nach Einigen die Anwendung der Philosophie bestehen soll, die Welt erhaschen zu wollen.

Dieses Alles wird freylich an Jenen nicht offenbar, welche irgend eine Philosophie bloß in ihrem Gedächtnisse, wie in einem Grabe, niederlegen, aus dem sie zwar zu jeder Zeit den Leichnam wieder aufscharren können, ohne aber je auch nur einen einzigen Funken des Lebens zu entlocken.

Die Philosophie läßt sich schlechterdings nicht pachten, so daß man den Nutzen von ihr ziehen könnte, ohne auch das Eigenthum zu haben. Wir müssen sie uns ganz und gar aneignen, welches nur dadurch geschehen kann, daß wir sie aus uns selbst erzeugen. Wie groß auch die Hülfe seyn möge, die uns dabey ihre schon fertige Systeme leisten, so sind wir doch nie der Mühe der Selbstproduktion enthoben.

Nach diesen Bemerkungen ist es leicht zu entscheiden, was von Jenen zu halten sey, die die übertriebensten und kindischsten Forderungen an sie machen. Sie verlangen, sie solle ihnen Wunder und Zeichen geben, bevor sie sich zu ihr bekehren: sie wissen aber nicht, daß nur Diejenigen des Anblicks solcher Wun-

der und Zeichen gewürdigt werden, welche den philosophischen Keim in sich selbst schon zur Blüthe gebracht haben. Jene, welche desselben entbehren, oder ihn in sich abtödten, können nie etwas Anderes gewahr werden, als was ihnen die Gemeinheit vorspiegelt.

Die mancherley Geschäfte des gewöhnlichen Lebens erschöpfen die Thätigkeit der Meisten und füllen ihre ganze Seele so aus, daß sie weiter kein anderes Streben haben, als ihr Tagewerk zu Ende zu bringen und, wenn sie fertig sind, in fröhlichen Vergnügungen sich für die ausgestandene Mühe zu entschädigen. Der enge Kreis, in dem sich ihre Kraft bewegt und erschöpft, ist ihnen Alles und weiter zu gehen, kommt ihnen nie in den Sinn. Sie knüpfen ihre ganze Seele daran. Daß nun für Solche die Philosophie ein ewig unbekanntes, ein ewig unzugängliches Land bleiben werde, unterliegt keinem Zweifel. Sie sollen sich aber auch um dieselbe nicht mühen, so wie sich gleichfalls Niemand mit dem fruitlosen Versuche, sie für dieselbe einzunehmen, plagen soll. Denn wer gibt ihnen jene tiefe Trauer über das unaufhörliche Entfliehen alles Lebens, das mächtig vor uns vorbeirauschend in die stille Nacht sinket? — über den Untergang aller Herrlichkeit und über den Wandel

aller Dinge, die ein unerbittliches Schicksal, ehe sie sich noch des Seyns erfreut haben, in die Vergangenheit entführt? — Wer gibt ihnen die Sehnsucht, sich aus den Ruinen der Vergänglichkeit zu befreyen und in den Schoofs des Ewigen zu senken? — Wer gibt ihnen das Streben, hinter dem, was die Sense der Zeit mähet, das Bleibende und Unvertilgbare zu schauen? — Wer gibt ihnen den Muth, die Begierde von dem, worin sie bisher ihre angenehmste Befriedigung fand, loszumachen und darüber hinaus einer neuen Wonne nachzugehen? — Sie sind von etwas Anderm eingenommen, sie suchen ihr Paradies in andern Gegenden! Nur aus jenen Blumen wollen sie sich den Blumenkranz flechten, die jeder Garten trägt und nur aus jenem Becher die Freude trinken, den ihnen der Menschen Erfindung, Sitte und Gebrauch reichet. Sie haben lange daran zu schlürfen, und das Getränke ist auch so einschläfernd, daß sie aus ihrem angenehmen Schlummer nicht so bald aufwachen werden. Darin wird sie der Philosoph nicht stören; möchten nur auch sie ihn ungestört lassen!

Es ist unsere Meynung nicht, daß ohne Philosophie Niemand seelig werden könne und wir sind nicht gesonnen, sie Allen aufzudringen.

Aber

Aber das kann man doch von Allen verlangen, daß sie eine Wissenschaft, nach welcher bloß zu ringen dem menschlichen Geiste schon zum Ruhme gereicht, in Ehren halten, und noch mehr, daß sie sich über etwas, das sie nicht verstehen, alles Urtheils enthalten. Denn darum, daß man die Sprache versteht, in der ein System geschrieben ist, versteht man dieses noch nicht.

Zum Verständnisse der Philosophie muß man jene Zartheit des Gemüthes mitbringen, die auch die leisesten Anklänge vernimmt, die das, was sich in keinen Worten ausdrücken läßt, fühlt, die geheimsten Gedanken der Natur durch eine magische Verwandschaft erräth und das Verborgenste der Welt wenigstens in der Ahnung sieht. Es taugt aber dazu nicht — jene Derbheit, die, unfähig das Zarte zu fühlen, nur Handgreiflichkeiten verlangt und für die feine und unsichtbare Atmosphäre, welche jedes tiefere Wort — unvermögend Alles zu fassen — um sich bildet, keinen Sinn hat. Wer von eigenen Anschauungen verlassen und an eigener Begeisterung arm ist, wird sich vergebens an andern Sehern emporzuschwingen suchen.

Nicht gemeine Erkenntniß ist das Werkzeug, womit die Philosophie zu Stande ge-

bracht wird! Gleichwohl muß sie gar oft auch gemeine Erkenntniß zu Hülfe nehmen und auf ihr weiter bauen. Es geschieht demnach, daß in dem aufgeführten Gebäude überall Stücke sichtbar sind, welche diese geliefert hat, daß aber nichts destoweniger derselben das Ganze schlechterdings unbegreiflich ist. Eben darüber führen die Meisten so sehr Klage. Sie sollten sich aber beruhigen. Gebraucht doch der Künstler einen Stoff, der Jedem zu Gebote steht, und gleichwohl kann nicht ein Jeder aus demselben ein Kunstwerk machen. Derselbe Fall findet auch hier Statt. Wohl sind Steine in diesem Gebäude, die auch der gemeinste Maurer kennt; aber der Mörtel und Grundriß ist anders und darin liegt eben das Geheimniß. Alle haben die Augen offen und es sehen doch nicht Alle die Welt.

Was das Verständniß unserer Wissenschaft vorzüglich erschwert, ist der Umstand, daß die Meisten, welche bei ihr in die Schule gehen, schon bestimmte Endzwecke, die sie sich nach ihrer verschiedenen Lage und Beschäftigung gemacht haben, mitbringen und in ihren Lehren nur auf dasjenige spähen, was ihnen eben zu ihrem Ziele förderlich seyn möchte. Diefs hat zur Folge, daß sie dasjenige, um was es ihr hauptsächlich zu thun ist, gar nicht

gewahr werden und, indem sie dem Interesse derselben ihr eigenes vorsetzen, sich gleich anfangs den Weg zu allem Verstehen abschneiden. Wer sie will, muß sich von Allem losmachen und zu ihrem Studium weiter nichts mitbringen, als kindliche Liebe und männliche Kraft, die durch keine fremden Rücksichten gebunden, aller Anstrengungen fähig wäre.

Der Mensch lebt in einer Art von Entzweyung und Zerreissung mit sich selbst. Der Eine fühlt sich durch des Lebens dunkles Geschick verwundet, dem Andern lastet die Welt auf dem Herzen; der Eine trauert über die Uerbittlichkeit des Schicksals, das ihn gefühllos allen Qualen preisgibt; der Andere sucht Rettung vor der Geißel der Widersprüche, die ihn überall verfolgen; der Eine wird hin und her geworfen von den Wellen des Lebens und kann keinen Grund finden, dem Andern entfließt Alles vor seinen Augen im beständigem Wechsel und er kann den unbeweglichen Hal tungspunkt nicht erreichen; der Eine ist betäubt von dem Geräusche der Welt und findet sich selbst nicht mehr, der Andere ist übermannt von der Verwirrung der Wissenschaften und späht vergeblich nach einem Ausgange aus diesem Labyrinthe. Alle verlangen nach dem, was ihnen Erleichterung verschafft; Alle

kommen zur Philosophie und klagen ihr ihre Wehen und fordern Linderung. Aber bey Jedem sind die Risse so eigenthümlich, daß sie Niemand sieht, als er allein, wenn er sie sehen will. Die Andern können ihm wohl eine große Anzahl Heilmittel angeben, und ihm doch keine Heilung gewähren. Er selbst muß sich daraus den Balsam bereiten, der das Blut seiner Wunden stille.

Wir Alle wandeln im Trüben, und wenn auch Einige ins Reine kommen und uns die Fackel vorhalten, so vermögen wir auch dieses Licht nur schwer, oft gar nicht, wahrzunehmen. Für Jeden schürzt sich der Knoten von Neuem und Jeder hat seine eigenen Hindernisse: dem Einen ist unübersteiglich, was dem Andern ein Leichtes scheint, und ein Anderer ist im unmittelbaren Besitze dessen, was wieder ein Anderer mit großer Anstrengung erringen muß; den Einen drückt diese, den Andern jene Last und während Jener dieselbe von sich wälzt, fühlt dieser keine Erleichterung.

Aus den Siegen, die Jemand in der Philosophie über sich selbst davon trägt, indem er sich selbst klar wird, und aus dem Getöse der Widersprüche zur Ruhe gelangt, erwächst den Andern kein unmittelbarer Vortheil. Auch sie müssen den Kampf auskämpfen und sich durch-

schlagen durch alle Gefahren desselben, ehe sie sich des Sieges erfreuen können. Aus eigener Kraft müssen sie sich helfen und mit eigener Hand die Bande lösen, wenn sie frey seyn wollen.

Von fremder Hülfe haben wir wenig zu erwarten. Denn selbst, wenn sie uns angeboten wird, können wir sie doch nur selten gebrauchen, weil sie für die wunde Stelle nicht paßt. Dagegen spricht uns aber auch nichts mehr zum Herzen, als wenn so Jemand mit voller Hand in unser Leben greift und es vor unseren Augen ausschüttet, daß wir darin unsere Leiden und Freuden, die Geheimnisse unserer Brust und der Seele verborgenstes Sehnen wieder erkennen. Von Allem dem, was wir in Anderer Schriften lesen, erfreut uns nichts so sehr, als was uns wie aus dem Herzen geschrieben ist. Wir sind in unserer Gedankenwelt wie in einer Wüste, ganz einsam, uns selbst nur überlassen; wie wohl thut's da nicht, wenn uns irgend ein menschliches Gemüth auf derselben Stelle begegnet, an der auch wir mit Liebe weilten; wenn wir eine innere Erfahrung, die unsere ganze Seele ergriff, auch bei Andern finden.

Wir trachten mehr oder weniger, uns unser eigenes Wesen zu vergegenständlichen, und legen auf dasjenige den größten Werth, was

am meisten dazu verhilft, sich klar zu werden, und was uns unser eigenes Selbst, welches wir nicht in unsere Gewalt bekommen konnten, aus der unbehülflichen Hand entnimmt, und es uns so hinausstellt, daß wir uns darin wirklich anschauen können. Das Uibrige begreifen wir entweder gar nicht, oder achten doch nur wenig darauf.

Jeder strebt die Wahrheit von da aus zu erreichen, wo sich sein Leben am meisten koncentrirt. Mancher hat noch als Knabe an der Natur gehangen und viele Freudenthränen an ihrem Busen geweint: er ist ganz in sie verloren und geht nie aus ihr heraus. Mancher hat seit seinen frühesten Kinderjahren den Blick in sich gekehrt: er wird immer in seinem Innern graben, immer darin nach einem Kern forschen und den ersten Ansatz seiner Gedankenwelt in sich suchen. Mancher, durch die innere Verwandschaft der Natur mit dem Geiste frühzeitig berührt, strebt unaufhörlich die Wurzeln zu erreichen, durch welche sie mit seinem Gemüthe verwachsen ist. Mancher wird getrieben von dem Drange zahlloser Kräfte, die im Menschen wirken, und nach den entgegengesetztesten Richtungen von ihnen gezogen. Diesem ist es nicht allein darum zu thun, zu wissen, daß es irgendwo

eine Einheit überhaupt gebe; sondern auch darum, wie er die ganze Masse seiner Gedanken, Gefühle und Begierden anzusehen und was er damit anzufangen habe. Er will jene Einheit in sich bringen und sie immer in sich tragen, auf daß sie sein ganzes Wesen durchdringe, seine Bruchstücke binde und ihm sein Leben klar und durchsichtig mache. Was würde ihm auch die Harmonie der Welten nützen, wenn er sie nicht in sich hätte?

Wenn wir nun die Philosophie, gegenüber den verschiedenen Anforderungen, welche von Diesen oder Jenen an sie gemacht werden können, betrachten: so müssen wir zwar gestehen, daß sie ihr eigenthümliches letztes Ziel habe, dem sie vorzugsweise, ohne sich viel um Nebendinge zu bekümmern, in allen ihren Bestrebungen nachgeht; sie ringt nach dem Göttlichen: aber sie muß doch durch etwas mit dem ganzen Troß des irdischen Lebens zusammenhängen, und es ist auch wirklich so. Diese Theilnahme an Allem dem, was den Menschen drückt und beenget, an seinen irdischen Sorgen und Plagen ist es eben, wodurch sie sich ihm so sehr anempfiehlt. Ihr himmlischer Glanz scheint hinein in dieß Dunkel des irdischen Seyns und hebt es empor, und wenn ihr eigentliches Wesen, den

Meisten verborgen ist, so muß doch wenigstens darin ihre göttliche Natur Allen sichtbar seyn. Lassen sie uns dieß näher betrachten.

Nicht dadurch hat die Philosophie eine so große Bedeutung für das Leben, daß sie für dasselbe Vorschriften gibt; denn es ist keine Kunst zu wissen, was man thun, was man nicht thun solle; das weiß so ziemlich Jeder genau und dazu braucht es nicht erst vielen Kopfbrechens: sondern dadurch, daß sie dem Menschen eine totale Weltanschauung verschafft und ihn in den Mittelpunkt alles Lebens versetzt. Indem sie ihn ganz durchdringt, veredelt sie, so zu sagen, alle seine Säfte, dämpft das Unkraut, das in ihm wächst, macht den Willen des Guten stärker und kräftiger und weil sie ihm nicht bloß sagt, was er thun solle, sondern die gute That wirklich hervorruft, so wird ihm das Ausführen, was sonst so Vielen schwer fällt, ganz leicht.

Es ist höchst thöricht, wenn Einige den Nutzen derselben nur auf den sogenannten praktischen Theil beschränken, alles Theoretische aber und noch mehr alles Spekulative entweder als an sich unnütz verschreyen, oder doch nur soviel davon gelten lassen, als für die Ausmittlung des Praktischen brauchbar ist.

Die Philosophie in ihrem Verhältnisse zu dem Menschen hat nur Einen Zweck, nämlich ihn dazu zu bringen, daß er überall das Ewige schaue. Hat sie nur dies Eine vermocht, so ist Alles damit gewonnen. Denn es ist dadurch nicht nur die Leerheit des menschlichen Lebens ganz ausgefüllt, sondern auch ein unglaublicher Schwung in dasselbe gebracht. Er empfängt die heilige Weihe. Alles was ihm auch begegnen mag, verliert sich in dieser Einen Anschauung, und jede seine That wird voll seyn des Ewigen, so wie sein Gemüth von demselben voll ist. Es verklären sich alle seine irdischen Geschäfte; alle seine Leiden finden Linderung in diesem Urquell, alle seine edlen Begierden ihre Stillung und die schlechten den Tod.

Eine Philosophie, die von keiner Anschauung des Ewigen ausgeht, wird immer außer dem Leben bleiben, sie mag noch so viel von der Lebensführung sprechen und noch so viele Vorschriften für dieselbe geben. Ein Gesetzbuch kann sie werden, das die Triebe zähmt und dämmt, ein Gericht, das Jedem sein Urtheil spricht: aber die unnennbare Liebe und Begeisterung, welche die treibende Kraft des Lebens ist, welche zu allen tugendhaften und

großen Thaten spornt, vermag sie nicht zu geben, — diese kommt allein von der Anschauung. Herbeykommen kann sie, wenn ein herrliches Werk vollbracht ist, um es mit ihren Paragraphen zu vergleichen; aber an der Hervorbringung selbst hat sie keinen Antheil. Sie geht immer um das Leben herum, ohne je zu seinem Mittelpunkte zu gelangen. Nun frage ich, welche Philosophie ist wohl wichtiger: entweder diejenige, welche das Leben selbst anregt und es zugleich in Strahlen des ewigen Lichtes ausbreitet; oder diejenige, welche nur Gesetzformeln für die Bewegung dieser Strahlen, ohne sie selbst hervorzubringen, macht?

Eine Maschine baut man aus einzelnen Theilen zusammen, die, übrigens sich durchaus fremd, im Ganzen friedlich neben einander liegen: aber ein Leben, das vortrefflich seyn soll, kann nicht aus der Aneinanderreihung einzelner Begriffe aufgebaut werden, wenn gleich sich noch so viel Einzelnes darin unterscheiden läßt. Die schärfste mathematische Berechnung, die beste Mechanik ist da unzureichend. Hat man auch alle Elemente zusammengebracht, so kommt doch nichts heraus. Es wird nicht durch Kenntnifs der Gebothe und nicht nach ängstlichen Regeln, obwohl

darin die höchste Regelmässigkeit herrscht, hervorgebracht: nur durch Erregung unendlicher Kräfte ist es zu erzeugen. Die Liebe treibt es aus einer verborgenen Quelle hervor. Es sprosst auf wie ein organisches Gewächs, ist anfangs klein und unbehülflich, dann gröfser und stärker, endlich riesengrofs. Man sieht es in seiner Herrlichkeit, sieht das Vortreffliche in ihm, ohne dafs man genau angeben könnte, wie es geworden ist. Machen läfst sich's nicht, sondern nur bilden nach der Anschauung gröfser Muster. Analysiren hilft wenig. Die guten Beyspiele müssen mit der ganzen Gewalt auf die Seele fallen, um sie hinzureissen. In einzelne Stücke zerschnitten, verlieren sie allen Zauber der Schönheit, und wen Schönheit nicht anspricht, den werden um so weniger hohle Begriffe ansprechen.

Ein Leben, dem keine Ideen vorstehen, kann ewig in nichts, als in Bruchstücken erscheinen. Es ist flatterhaft, den Winden preisgegeben, eine blofse Kompilation allerley Handlungen, Gefühle und Gedanken vom Zufall gemacht, ohne innere organische Einheit; ein todter Auszug aus irgend einem andern Leben, dem der Geist fehlt. Zu einem vollendeten Kunstwerk erhebt es sich nur durch das liebevolle Schauen erhabener Ideale; diese dür-

fen nie von seiner Seite weichen, sie müssen, so zu sagen, die Seele ganz in sich saugen. Ein solches Schauen, indem es durch alles Einzelne hindurchsieht, macht, daß sich Alles, was auch im Gemüthe vorkommen möge, nicht etwa aggregatmäfsig in demselben häufe, sondern durch einen magischen Zauber, ohne Lücken zwischen sich zu lassen, in einander verfliefse — und darin liegt eben das Geheimnifs. So wie die Sonnenstrahlen, in Einem Punkte konzentriert, zünden: ebenso müssen auch die Strahlen des Lebens, in Einer Idee gesammelt, Feuer geben. Gleichwie aber das Licht, aus seiner Einheit herausgerissen, die Kraft verliert: eben so wird auch das Leben, wenn es in Stücke zerfällt, die nicht mehr in einander greifen, kraftlos. Wo zwischen den früheren und späteren Gedanken, Gefühlen und Handlungen kein anderer Zusammenhang als der des Gedächtnisses oder des todten Begriffes herrscht und jene Alles beseelende Liebe fehlt, da wird nichts Bedeutendes zu Stande gebracht. Es hat sich kein Kern gebildet, die Frucht kann demnach nur taub seyn. Wen aber einmahl ein Ideal ergriffen hat, den wird es nicht sobald verlassen, und selbst dann nicht, wenn er sich ganz der Gemeinheit preisgibt. Es zieht gleichsam in nächtlichen Ge-

sichten vor seinen Augen vorbey, ihn wie ein Schatten aus der Unterwelt schreckend und über den Ruinen seiner moralischen Grösse mit Trauer erfüllend.

Das Göttliche ist in Jeden hineingebildet; aber Jedem wird nur soviel davon kund, als er selbst wieder aus sich herausbildet. Nicht auf ein momentanes Aufjauchzen und vorübergehendes Entzücken muß es dabey abgesehen seyn, sondern auf eine ernste, tief ergreifende und fortdauernde Stimmung; nicht auf ein bloßes Memoriren von Vorschriften, sondern auf die Erregung des guten Willens selbst. Die große Gesinnung wird durch die Anschauung großer Dinge erzeugt, welche wieder allein in der Idee zu suchen ist. Dadurch erweitert sich der Mensch bis zur Unendlichkeit. Wer einer solchen Anschauung nicht fähig ist und überall nur das sieht, nur das sucht, was mit gewöhnlichen Bedürfnissen in Verbindung steht, der ist geistig verkrüppelt, für den es nichts Hohes gibt.

Mögen die Praktiker noch so viel gegen die Spekulation eifern, — eine richtige Lebensansicht und eine vortreffliche Lebensführung kann doch nur von einer richtigen und erhabenen Weltansicht hergeleitet werden. Anders wird der auftreten, der eine unendliche Welt

in sich trägt, als der sich in einem beschränkten Kreise herumtreibt und sich mühsam darin abquält. Anders wird der auf dem Schlachtfelde sowohl, als am Staatsruder erscheinen, der mit der Energie der ganzen Natur und der ganzen Geschichte lebt, als der mit seinem Blicke nur vor die Hausthüre auf die Eitelkeiten der Gasse hinaussieht. Die Naturanschauung und die Geschichte, wenn man nur ein wenig philosophischer Ahnung zu ihnen mitbringt, können nicht verfehlen, das Licht eines kolossalen Lebens aufgehen zu lassen. Diejenigen, welche immer den Sokrates im Munde führen, sollten sich erinnern, daß er sich gerade durch Kontemplation zu so einem erhabenen Weisen gebildet hat. Wer kann eine wirkliche Anschauung der höchsten Dinge haben, und nicht mit seinem ganzen Wesen zu denselben hingerissen werden? — Wer, wenn sein Geist in höhere Sphären entführt worden, wird dieß nicht in seinem Handeln sichtbar machen und auch in demselben einen Schwung nehmen? — Die Gedanken gehören ja auch zum Leben und seine äußere Gestaltung hängt ja von der ganzen Masse von Gedanken, Gefühlen und Begierden ab, die Jeder in seinem Innern birgt. Was also die Natur verbunden, das soll der Mensch nicht ge-

waltsam aus einander reißen. Bloß für die Reflexion kann es ein vom Theoretischen getrenntes Praktisches geben; in der Idee sind beyde Eins.

Nur eine auf Ideen gebaute Philosophie kann etwas Großes wirken, denn nur auf diesem Wege kann man zur Anschauung des Ewigen gelangen. Freylich gehört dazu keine gemeine Anstrengung, theils um zu demselben durch den Schutt, mit dem das Gemüth gewöhnlich verschüttet ist, durchzudringen, theils um seine Spur in allen Dingen zu verfolgen. Die ganze Philosophie muß hier alle ihre Kräfte aufbiethen und sie kann nicht mit Einem ihrer Theile das erreichen, wozu kaum alle hinreichend sind; am wenigsten aber kann sie bei ihrem Geschäfte das entbehren, was man insgemein theoretisch nennt.

Dafs aber eine solche Philosophie, sowohl bei Männern vom Fache als bei Nichtkennern hin und wieder häufig keine gute Aufnahme finden werde, läßt sich bestimmt voraussehen. Der Eine findet da, der Andere dort ein Plätzchen wo er zur Ruhe gelangt und wo es ihm wohl wird; — und er nistet sich da ein, und schaut sich die Welt, was ihm eben von derselben sichtbar ist, an, und sucht des Lebens froh zu werden, und lullt sich bald auf diese

bald auf eine andere Weise ein. Es giebt aber Einige, die dort, wo Andere sich schon dem tiefen Schlaf ergeben können, keine Ruhe finden. Und warum wollt ihr es ihnen verargen, wenn sie, von geheimen Wehen geängstigt, nicht bei euch bleiben, sondern immer weiter und weiter ziehen und nur im Busen des Absoluten ihre Heimath sehen? — Je schmerzhafter man sich von den gemeinen Ansichten gedrückt fühlet, desto entschiedener wird der Drang, sich durch eine durchgehends erhabene Luft zu machen.

Zweite Unterabtheilung.

Auf welchem Wege man zur Philosophie gelangen müsse und woher ihre Unverständlichkeit, über die so allgemein geklagt wird, herrühre.

Eine Philosophie, die dargestellt worden, ohne daß dabey die ganze Fülle des Geistes gewesen wäre, ist freylich für eine grössere Menge zugänglich. Aber eine solche, die aus der innersten Tiefe hervorgegangen ist, kann nur Jenen mitgetheilt werden, welche, nicht befriedigt durch das Oberflächliche und Leichte, sich selbst zum Schweren hingezogen fühlen und desjenigen theilhaftig werden wollen, was der Menge ewig ein Geheimniß zu bleiben bestimmt ist.

Um ein außerordentliches System zu verstehen, muß man von dem Strom des allgemeinen Weltgeistes ergriffen werden, der auch

jenes Individuum mit sich fortrifs, als es ein solches aussprach. Man muß sein Gemüth ganz in die Tiefen desselben tauchen und sich in seiner Anschauung durchaus zu verlieren suchen, damit so zu sagen ein neues, von ihm ganz erfülltes Bewußtseyn aus seinem Schoofse heraufsteige. Die erste Bedingung, um damit innig vertraut zu werden, ist, daß man recht lebhaft den Druck empfinde, den die Beschränktheit anderer Systeme ausübet, und überhaupt, um seinen Sinn auch nur einigermaßen verständlich zu machen, gibt es kein besseres Mittel, als zuvor jenen Druck recht fühlen zu lassen. Aus allen Schlupfwinkeln, in die er sich gewöhnlich verbirgt, muß der Geist vertrieben werden, ehe er in's Freye hinausgeführt werden kann.

Will man etwas durchdringen, so muß sich die Denkkraft wie ein Strom über den Gegenstand ergießen: denn daß Diejenigen, welche — wenn ich mich so ausdrücken darf — das Denken nicht in einem Guß, sondern nur tropfenweise anwenden, so daß bey der Betrachtung lauter Zwischenräume statt finden, indem ihr Gemüth auf dem Wege durch eine Menge anderer Gedanken gehemmt und hin und her gezerrt wird, — daß Diejenigen sage ich, welche sich auf diese Art der Erkenntnifs

irgend einer Wahrheit befeissen, auch mit dem größten Zeitaufwande nicht weit kommen werden, ist wohl leicht vorauszusehen. Sie reihen nur Gedanken - Atomen ohne Stetigkeit aneinander, und sie können sich auch nur höchstens einer atomistischen, d. h. einer bloß äusseren und fragmentarischen Erkenntniß der Wahrheit bemächtigen, ohne je in das Innere zu dringen und das Ganze zu umfassen.

Nur wenige Dinge und nur die oberflächlichsten lassen sich auf einmahl, gleichsam mit Einem Schlage begreiflich machen. Denn da in der Welt ein Einzelnes als solches kein wahres Seyn hat, sondern nur in sofern da ist, als es im Ganzen ist: so folgt, daß es nur durch den Zusammenhang in seinem wahren Lichte erscheinen kann, ausserdem aber ewig dunkel bleiben muß. Hieraus leuchtet zugleich hervor, warum es unmöglich ist, so manchen Frager, der irgend etwas aus dem Ganzen herausreißt und es begreiflich gemacht haben will, zu befriedigen.

Solchen zudringlichen und nur das Einzelne suchenden Fragern ist aber keine Wissenschaft so ausgesetzt, als die Philosophie. Denn so mancher Gegenstand, den sie behandelt, lockt auch die Unwissenden herbey. Diese möchten, übrigens ohne weiteren Beruf und Ausdauer

im Vorbeygehen auch etwas von ihr mitnehmen, und indem sie so ein Stück herauschneiden, was ihnen am interessantesten vorkommt, verlangen sie, man solle es ihnen alsogleich, allenfalls in einem einstündigen Gespräche, so zubereiten, daß sie es verdauen können. Geschieht dieß nicht, so wird gesagt, daß man sich selbst nicht verstehe, daß darin durchaus kein Sinn sey u. s. w. Allein dieß geht nicht an. Ein Ding wird nur dann vollkommen begriffen, wenn man die Stelle einsieht, die es im Ganzen einnimmt. Wer daher die Philosophie will, muß sie ganz wollen, und jemehr sie der Art ist, daß sich mit ihren Bruchstücken nichts machen läßt, desto besser ist es. Dann zieht Jeder von dannen, dem es nicht Ernst um sie ist, woran sie nicht nur nichts verliert sondern sehr viel gewinnt.

Die Meisten verlangen, man solle sie ihnen auf ihre Weise verständlich machen, das heißt: man solle sie in ihr Heiligthum einführen, ohne daß sie ihren untergeordneten Standpunkt verlassen und das Fehlerhafte und Kurzsichtige desselben aufgeben müßten. Dieß ist aber schlechterdings unmöglich. Denn sie geht von der Einheit als dem Ursprünglichen aus und läßt sie nie aus dem Auge. Die gewöhnliche Ansicht geht von einer unabsehbaren Trennung

aus, vermag nichts im Ganzen zu schauen, und will, daß ihr Alles gerade in solche Stücke, von welchen sie Kenntniß hat, zerspalten werde. Jene fängt damit an, daß sie die gewöhnliche Vorstellungsweise ganz aufgibt und die gänzliche Nichtigkeit derselben in ihrem Gebiete behauptet: diese dagegen ist von dem Wahne geblendet, daß Alles nur so wie es ihr vorkomme, und nicht anders seyn könne und daß Alles auf ihre Grundüberzeugungen zurückgeführt werden müsse. Wer die Meynung hegt, daß aus dem Standpunkte der gewöhnlichen Ansicht alle philosophischen Aufgaben aufgelöst werden müssen, ohne daß weiter was dazu erfordert würde, der soll diese Wissenschaft lieber ganz beyseite lassen und seine Zeit nicht unnützerweise mit ihr verlieren. Auf diesem Wege wird er den Durchgang zum Pole der Wahrheit nie finden. Wo lauter Widersprüche herrschen, da kann keine Einheit seyn. Es ist unmöglich, manches Vorurtheil nicht zu beleidigen, manches andere nicht umzustossen, und mit allen freundlich umzugehen.

Wie sehr auch unsere Wissenschaft verpflichtet seyn möge, auf das gewöhnliche Leben Rücksicht zu nehmen, um es theils emporzuheben, theils kräftiger zu machen, und die

höchsten Wahrheiten den Menschen nahe zu bringen: so darf man dieses doch nicht so weit ausdehnen, daß ihr Geschäft nur darauf beschränkt würde, sich mit fremder Unbehüllichkeit abzugeben und gerade das nur aufzutischen, was Alle vertragen können. Soll sie sich ganz nach der Beschränktheit der Menge richten und eine allgemein verständliche Manier annehmen, so ist es um sie geschehen. Sie kann nicht durchaus populär werden, weil nicht Alle für sie gemacht sind.

Auch wird Jenen von ihrem Wesen nichts erscheinen, welche, bey übrigen entschieden Sorglosigkeit um die Angelegenheiten der Welt, sie möge aussehen, wie sie wolle, zusammenhängen, wie sie wolle, und bey vollkommener Genügsamkeit mit dem, was die gewöhnliche Ansicht mit sich bringt, ohne innern Ruf, höchstens aus einem äusseren Bestimmungsgrunde, etwa aus Neugierde, oder um vor den Gelehrten damit Staat zu machen, zu ihr gehen. Denn die Philosophie ist nicht etwa so entstanden, daß der menschliche Geist zu sich gesagt hätte: „Wir haben Langeweile, laßt uns eine neue Wissenschaft erfinden, um uns die Zeit zu vertreiben!“ sondern weil der ursprüngliche Keim derselben in ihm zu treiben anfang und er die Wehen tief empfunden,

ehe er sie gebar. Auch ist es nicht genug, dafs man ihr allenfalls Ein Ohr leihe und das andere eitlem Geschwätze offen halte : der ganze Mensch mufs den Anlauf nehmen, und durch eine In - sich - Sammlung aller seiner Kräfte seine ganze Energie aufbiethen, wenn er sie erreichen will. In keiner Wissenschaft, am wenigsten in dieser, wird man weit kommen, wenn man sich nicht in den Quell - Punkt derselben stellt, und jene Tätigkeit in sich erweckt, durch welche sie mit freyer Nothwendigkeit hervorgebracht worden.

Es gibt etwas in allen Wissenschaften, das man Jedermann mittheilen, ja wozu man Jeden zu zwingen und ihn so zu sagen, bey Haaren herbeyzuziehen vermag. Diefs ist die Maschinerie derselben, welche auf einem blofsen Begriffspiel beruhend, ganz handgreiflich zusammengesetzt werden kann. Denn es ist sehr leicht, Jeden, der nur Besinnung hat, zu vermögen, ganz dieselben Begriffe zu bilden, wenn man ihm nur ganz dieselben Elemente vorlegt. Aber es gibt auch etwas in ihnen, was schlechterdings nicht nachgemacht werden kann, und was sich weder durch Beweise erzwingen, noch durch die Auseinanderlegung der Bestandtheile sichtbar machen läfst. Diefs ist dasjenige, was, auf einer innern An-

schauung beruhend, nicht äusserlich wird, und zu dessen Erblickung das Lebendigwerden der Ideen erforderlich ist, — mit einem Worte, die ganze Kunstseite, die in etwas Unbegreiflichem und Unausprechlichem besteht, und welche, ohne dass sie mitgetheilt werden könnte, Jeder aus sich selbst herausbilden muss. So z. B. kann der Lehrling in der Mathematik durch alle ihre Beweise hindurchgetrieben und zum Verstehen gezwungen werden, er kann sich den mathematischen Kalkül bis zu einer grossen Fertigkeit aneignen, ohne dass ihm desswegen auch nur je der Schöpfungsakt der Mathematik, der sie ins Daseyn setzte, erschienen wäre.

Aber eben jenes allem Nachmachen Entfliehende ist das Höchste in den Wissenschaften, ihr unsichtbarer Geist, der sie belebet und leitet, ihr Geheimniss, dass sich Niemand mittheilen lässt, und das von Jedem persönlich erfunden werden muss. X Sie sind also nicht als ein Fertiges und Aeufseres zu betrachten, das man nur hinzunehmen brauchte: um ihren wahren Sinn zu errathen, muss eigenes Schaffen hinzukommen. Dieß Alles ist im eminentesten Sinne von der Philosophie zu verstehen, der es nicht um eine bloße Uebersicht der

Dinge, sondern um die Entdeckung ihres verborgensten Geheimnisses zu thun ist.

Es ist eine ganz falsche Ansicht, wenn man glaubt, daß man durch unaufhörliches Grübeln und Zerlegen und Zusammensetzen endlich zum Kerne der Philosophie gelangen werde. So viel fehlet daran, daß man durch dieses Verfahren das erwünschte Ziel erreiche, daß dadurch vielmehr auch der letzte Tropfen des geistigen Lebens ausgepumpt wird und die unerträglichste Dürre im Gemüthe eintritt. Freylich ist unsere Wissenschaft nicht bloß Sache des Gefühls und ohne einen kräftigen Verstand läßt sich darinn nichts ausrichten; aber er muß göttliche Anschauungen vor sich haben, durch göttliche Anschauungen geleitet werden und auf göttliche Anschauungen zurückführen, sonst fällt er ganz ins Leere hinaus. Es muß wohl die Welt zerlegt werden, aber bloß um den Schutt aufzuräumen und das erhabenste Kunstwerk sichtbar zu machen. Dieses kann man nicht zerlegen, man muß es in seiner Ganzheit anschauen.

Viele halten es für das höchste Gut im Wissen, wenn sie Alles bis aufs Haar in die einzelnen Begriffe, wie in Atomen, zersetzen können. Sie streben auch unaufhörlich darnach, Alles auseinandergezogen vor sich zu haben.

Ich behaupte aber, daß gerade dieß der größte Trost für das Gemüth ist, daß die Reflexion nicht Alles auflösen kann und gar bald ihre Ohnmacht eingestehen muß. Auf diese Weise bleibt doch etwas Reelles, da sonst die Welt in Rauch aufgehen müßte. Es geht aber nichts über das hohe Gefühl, das sich unserer bemächtigt, wenn wir bey dem Unantastbaren anlangen und uns mit einer heiligen Scheu demselben nähern. Nicht im Zustande des Auseinander - gezogen - seyns versetzen die Dinge den Geist in eine himmlische Entzückung: sondern wenn er sie in ihrer Ganzheit hinnimmt, wie sie wahrhaft sind; wenn er sich in die Wunder der Welt versenkt, und nicht über sie grübelt; wenn er sich an die Herrlichkeiten, in denen er herumwandelt, anschmiegt und sie nicht zerstört. Das beständige Erklären des Einen aus dem Andern, welches uns in einem ewigen Kreise herumführt, hat an sich wenig zu bedeuten, wenn es nicht dazu dient, das geistige Auge zu schärfen. Alles Wissen, wenn es den Menschen befriedigen soll, muß auf eine erhabene Weltanschauung hinausführen und darin wie in einem Brennpunkte zusammenfallen. Bleiben seine Theile außer einander, so ist damit nichts gewonnen. Das Ränniren ist das Tö-

nen eines leeren Gefäßes, an sich eitel, und nur als Zurüstung zu etwas Besserem annehmbar. Alle Ehre dem Beweise, aber was nützt er, wenn er nicht zu einer dauerhaften Anschauung verhilft, wenn Alles damit abgethan ist, daß die Sache nun einmahl bewiesen ist, in's Magazin des Bewiesenen wandert und sich darin unter dem Uebrigen verliert? — Er gleicht dann jenem künstlichen Feuer, das wohl auf einen Augenblick ergötzt, aber keinen dauernden Genuß verschafft; oder jenen Kunststücken, die nachdem sie einmahl den Zuschauern gezeigt worden, auch in dem Andenken derselben gleich abgethan sind.

Das bloße Abstrahiren und Begriffe-spalten läßt den Geist ganz unbefriedigt; es führt ihn in eine öde Wüste, wo Alles verdorrt ist und wo nichts als Unmuth seiner wartet. Nur fort aus diesem Bücherstaub! Nur in die Natur hinaus! um die durch Gelahrtheit zusammengeschrumpfte Seele wieder durch eine große Anschauung auszudehnen und das ausgedorrte Leben durch die Fülle des Universums zu erfrischen. Das Gemüth muß von Stufe zu Stufe von der Anschauung getragen werden, bis es sich endlich ganz in jene Uranschauung des Ewigen taucht, aus welcher alle Lust und Liebe, alle Energie der geistigen Thätigkeit

kommt. Diese beruht auf dem Vermögen, sich in ihr zu versenken und sich von ihr nach Belieben abzuziehen, aber dergestalt, daß sie immer im Hintergrunde bleibe und selbst aus der Ferne noch in das Gemüth hineinleuchte.

Was ist es, was Manche antreibt, einer Beschäftigung, die den Andern durchaus trocken scheint, oft ihr ganzes Leben zu weihen? — Es ist die Liebe, deren Gluth sie wärmt, wo Andere vor Kälte erstarren. Alle Liebe wird aber von einer inneren Anschauung, die aus unergründlichem Abgrunde heraufsteigend, vor die Seele tritt und dem Gemüthe die verborgensten Funken entlockt, erregt. Sie macht, daß derjenige, dem sie zu Theil geworden, von einem unwiderstehlichen Drange sich zu Produkten getrieben fühlt, auf die ein Anderer nicht einmahl in Gedanken verfallen wäre.

Dadurch hat die Anschauung einen so großen Reiz für den Menschen, weil, er mag noch so viel von ihr abziehen, doch immer ein Rest, der nie aufgeht, bleibt, und weil eben dadurch, daß sie sich seiner Gewalt entwindet, sie ihn am deutlichsten daran mahnt, daß etwas Unendliches in ihr liege — ein verborgener Geist, der sich wie ein Proteus in tausendfältigen Gestalten, doch nur fliehend, offenbare und sich selbst nie sehen lasse: es

ist aber die Natur des menschlichen Geistes, daß er überall vom Geistigen, wo er es auch ahnt, angezogen wird, gleichwie das Eisen der Anziehung des Magnets folgt. Es wäre der Mühe werth, in einer eigenen Abhandlung darzuthun, welch einen unermesslichen Einfluß die Anschauung auf die Entwicklung und Hervorziehung des tiefsten Lebens im Menschen habe und wie sehr, namentlich im Unterrichte, darauf gesehen werden müsse: nicht als wären die einzelnen Anschauungen etwas an sich so Wichtiges, oder als möchten sie an sich etwas beweisen; sondern weil sie, obgleich schweigend, zu dem Menschen doch eine kräftige Sprache sprechen, weil sie sein Gemüth im Innersten aufrühren, die Ideen ins Leben rufen und jene Eine Anschauung vorbereiten, die überall und nirgends ist und welche, indem sich in ihr alles Einzelne, seine sterbliche Hülle ablegend, verklärt, der Seele so zu sagen den Himmel aufthut. Dagegen vermag das blosse Begriffspiel wenig, es läßt kalt und leer. Nur da wo Begriff und Anschauung für den Geist zu Einem Körper zusammenfließen, entsteht Feuer.

Jemehr sich ein Vortrag in irgend einer Wissenschaft an das Abstrakte hält und den Lehrling bloß im Allgemeinen herumführt,

desto weniger Leben entfaltet er in ihm. Wie sehr ist diess unter andern bei der Geschichte sichtbar! Jeder bleibt gleichgültig, wenn mit den abstrakten Begriffen: Staat, Volk, Krieg, Schlacht, Sieg, Regierung, Land u. s. w. hin und her geworfen und weiter nichts als eine bloße Kenntniss, eine bloße Uibersicht bezweckt wird. Aber Jeder fühlt sich von ihrem Strudel ergriffen, wenn er die Völker und ihr Treiben, wenn er ihre unendliche Fülle gleichsam vor seinen Augen ausgeschüttet sieht.

Dass die Geschichte so wenig aufs Leben wirkt und höchstens nur die Zeit auf eine gelehrte Weise zu vertreiben dient, rührt wohl einerseits daher, weil sie meistens als Gedächtniswerk, als Erudition und nicht als Anschauung behandelt wird; andererseits aber auch, weil die Meisten von denjenigen, welche ihre Bücher befragen, in ihre engherzigen Verhältnisse so verwachsen sind, dass sie alles Sinns für den erhabenen Anblick ihres Gemählde's entbehren und in ihr Heiligthum mit den Gesinnungen eines ganz gemeinen Menschen treten, der nur an das, was ihm Nahrung, was ihm Unterhaltung gibt, Hand anlegt, alles Uibrige aber in unendlicher Ferne von sich erblickt. Wenn das nicht wäre, müsste die Geschichte ein Riesengeschlecht er-

ziehen: aber so wird's bei den Zwergen sein Bewenden haben. Nur derjenige wird der historischen Anschauung fähig seyn, dem das Ewige in der Geschichte entweder deutlich erschienen ist oder ihm doch wenigstens in einer geheimen Ahnung vorschwebt. Weil aber der Philosoph das Ewige zum Gegenstande seiner immerwährenden Betrachtung macht, so wird freylich vorzüglich ihm die Geschichte so wie jede andere Wissenschaft auf diese Weise sich verklären; wenn gleich es nicht geleugnet werden kann, daß es begeisterte Seher gibt, denen es gegönnt ist, ohne eigentliche philosophische Studien ihre Wunder zu schauen. Indessen hat diess nichts zu sagen; denn die Philosophie ist kein Monopol der Schule, noch ausschließliches Eigenthum irgend einer gelehrten Zunft. Ihre Keime regen sich unter den verschiedenartigsten Gestalten in jedem tiefsinnigeren Gemüthe.

Nicht dadurch verleben wir in der Geschichte die seligsten Augenblicke, daß wir die einzelnen Thaten und Begebenheiten vor uns vorübergehen sehen; denn nur zu oft erfüllt uns Unwillen und Abscheu, wenn wir dabei stehen bleiben: aber darin liegt ihr magischer Reitz, daß sie uns durch die Entwicklung des großen Gemäldes der Jahrhun-

derte aus den engen Schranken unseres individuellen Lebens herausnimmt, das Leben ganzer Völker, das uns unsichtbar umgibt, zum Bewußtseyn bringt, das Gefühl der großen Pulschläge der Menschheit gibt, den Rhythmus der Zeit vernehmen läßt. Es ist aber jedes Durchbrechen unserer Schranken ein unbeschreiblicher Genuß. Es geht uns eine ganz andere Welt auf. Dadurch wird auch jenes Band lebendig, durch welches wir selbst mit unserem Volke zusammenhängen.

Freylich gibt es eine Lesung der Historie voll Eitelkeit, so wie es eine Ansicht der Welt und ihrer Dinge gibt, die nur zahllose Begierden erregt und lüstern macht. Diese ist dann weit entfernt, jene erhabene Stimmung zu verschaffen, die nur demjenigen zu Theil wird, der, frei von jeder Art des Eigennutzes, mit tiefem Blicke Alles, was vor ihm liegt, betrachtet. — Lassen sie uns nur einmahl von den kleinlichen Leidenschaften loswerden, dann werden die großen von selbst rege, und es wird uns Alles in einem andern Lichte erscheinen. —

Wenn in den Wissenschaften eine wahrhaft lebendige Darstellung herrschte, und nicht nur zu bloßen Abstraktionen Anleitung gegeben würde, sie müßten weit mehr auf die Men-

Menschen wirken. Aber so gleichen sie oft mehr Stelzen als Flügeln; mehr Arbeitshäusern als Kunststätten. Es wird Vieles darin zusammengetragen und vieles daraus verfertigt. Man kauft's und hat eine Zeit Freude daran; aber bald reibt sich's durch und wird löcherig wie jedes Machwerk.

Es ist eine eitle Voraussetzung, daß man in der Philosophie Alles machen müsse. Wohl sind wir an gemachte Ansichten so gewohnt, daß wir für dasjenige keinen Sinn haben, was sich nicht machen läßt, sondern was unmittelbar angeschaut werden muß. Wir wollen Alles auseinandergezogen und auseinandergelegt haben, um nur etwas aus solchen Stücken uns zusammenleimen zu können. Was uns nicht so gegeben wird, das ist für uns gar nicht da; eben so trachten wir es Andern zu geben, und bilden uns was darauf ein, und heißen es strenge Konsequenz. Aber so sehr auch die Gedanken in einer wohldurchdachten Reihe gleichsam von selbst auseinander folgen und durch sich selbst mit einander zusammenhängen müssen, so vermögen sie dies doch nicht durch ihre eigene Kraft: sie alle müssen von der Liebe heraufgehohlt und getragen werden, wenn wahre Bindung in sie kommen und die Reihe sich lebendig entwickeln soll. Sie muß

immerwährend dabei wirken; zieht sie sich zurück, so liegen sie entseelt im Gemüthe und vermögen nicht frische Zweige zu treiben. Dann kommt das eitle Bestreben, die einen aus den andern herauszudrechseln und die späteren aus den früheren, wie mit einer Zange herauszuziehen. Dadurch kann die Gedankenschnur freylich auch verlängert werden, aber man sieht dem Ganzen das Gezwungene und Geistlose an.

Das Vortrefflichste einer guten Schrift ist gerade dasjenige, was sich durch kein einzelnes Wort aussprechen läßt. Wie ein unsichtbarer Geist ist es über das Ganze ausgegossen und leuchtet nur aus der Zusammenstellung aller Theile hervor. Es gehört eine eigene Stimmung dazu, es wahrzunehmen, so wie eine eigene Stimmung dazu gehörte, es einzuhauchen. Aber eben dieses Unsichtbare erfreut am meisten den Leser; da hingegen eine Schrift, die lauter Handgreiflichkeiten hat, nur das, was eben sichtbar ist, nur Gedanken, die keine weitere Bedeutung haben, als die der Stufenleiter, um auf derselben zu andern zu gelangen, ganz und gar leer läßt. Darin soll der Schriftsteller seinen Ruhm suchen, daß er zwar sein Werk in der Klarheit des Tages vor Aller Augen frey und kühn entfalte

und sich nicht durch einen labirinthischen Gang unsichtbar mache, dabei aber soviel Eigenthümliches behalte, daß der Leser ihm mit Lust folge und nicht vorausseilen, und was er sagen werde, voraus berechnen könne. Lauter Allgemeinheiten vorbringen, heißt den Leser im Leeren herumführen und ihm keine bestimmte Anschauung gewähren; ihn aber nur mit besonderen Einfällen überhäufen, heißt seinen Blick beschränken und ihm die Durchsichtigkeit der Dinge trüben. In der Verschmelzung des einen mit dem andern liegt das Rechte. Denn nichts zieht so sehr an, als die mannigfaltigen Abspiegelungen der Individualität, die nur der Laune zu folgen scheinen, die aber gleichwohl eine durchgeführte Allgemeinheit zur Grundlage haben und in ein ganzes Bild zusammenfließen. In was immer für einer Schrift ist es nicht darum zu thun, Gedanken aus allen Gegenden zusammenzutragen und äußerlich an einander zu heften: sie müssen durch Liebe und innere Nothwendigkeit hervorgetrieben werden und eben so auch die Liebe ansprechen. Wenn man Alles ausrechnen, in die kleinsten Stücke auseinandertragen und wieder zusammensetzen kann, ohne daß dadurch die Natur des Ganzen wesentlich verändert und Manches zerstört wäre, so ist

auch der Zauber ganz weg. Man sieht, daß Alles nur mühsam zusammengeschoben ist, ohne die entfernteste Anlage zum Organismus. Es muß, nachdem der Faden, welcher den Zusammenhang der Gedanken bildet, aufgewickelt ist, etwas übrig bleiben, das durch keine Anatomie weder erreicht noch aufgehoben werden kann. So ist in jedem klassischen Werke etwas, das man schlechterdings durch keine Reflexion ausbohren kann; es ist die Anschauungsweise, die dem Ganzen zum Grunde liegt und demselben ein eigenthümliches Leben gibt. Deswegen bleibt, ihr möget an so einem Werke noch so lange fasn und sägen und schneiden, doch immer ein Rest, den ihr nie erreichen könnt, der aber gerade das Herrlichste ist.

Die besten Gedanken sind nicht diejenigen, die nach und nach, je nachdem man mehr und mehr zusammensetzt, entstehen: sie springen vielmehr plötzlich und ganz, so wie Minerva aus Jupiters Haupte, aus dem Dunkel hervor, ohne daß man von ihrer Geburt Rechenschaft zu geben im Stande wäre, oder die Art und Weise der Anschaffung, durch welche sie sich gebildet haben, angeben könnte.

Eben so entstehen große Ansichten in der

Philosophie nicht durch mühsame und fleißige Zusammensetzung: sondern sie müssen, nachdem Alles hinlänglich vorbereitet worden, gleichsam mit Einem magischen Schlage vor die Seele treten, und während dem sie dieselben im Einzelnen ausführt, ihr immerwährend ganz gegenwärtig bleiben. Nur vollendete Meister vermögen die Welt, ohne daß sie ihnen verschwinden möchte, in die feinsten Gedanken auszuspinnen, weil ihr Urbild ganz in ihrem Gemüthe ruht. Nur ihnen ist es gegeben, die dünnen Fäden, ohne daß sie reißen und in Stücke zerfallen, zu ziehen; denn sie wohnen in ihnen und halten sie zusammen. Sie gelangen durch dieselben in die entferntesten Gegenden und kehren eben mit solcher Leichtigkeit zum gemeinschaftlichen Ausgangspunkte zurück, ohne je das Ganze zu verlieren. Kommen dann aber Andere, die, verlassen von aller göttlichen Anschauung, sich aus diesen Fäden eine Weltansicht sammelndrehen wollen; so bringen sie bey aller Sorgfalt und Mühe doch nur grobe Stricke zusammen, mit welchen sie dann den Geist der Welt nur knebeln. Diefs ist freylich auch etwas: aber jenes zarte Verhältniß, aus welchem das innigste Verständniß hervorgeht, jenes Gefühl der Verwandtschaft, jenes Verfließen des Geistes in die

Welt und jenes Hineinleuchten der Welt in den Geist — also gerade das Vortrefflichste bleibt ihnen ganz fremd. Eine geniale Weltansicht ist das Herrlichste, wozu der menschliche Geist sich emporheben kann; aber eben deswegen scheint es unmöglich, sie ohne eine gewisse Eingebung aus dem Gemüthe herauszuarbeiten, wozu ein bloßes Aneinanderreihen lange nicht hinreicht. Mit abgezogenen Begriffen kann man die Welt nur durchlöchern, aber nicht sie in ihrer Fülle erfassen.

Die stumme Anschauung großer Gegenstände ist einem für Ideen empfänglichen Gemüthe eine bessere Anleitung zu einer genialen Philosophie, als die kunstvollsten Abstraktionen. Jemehr man sich diesen ergibt, desto mehr schrumpft die Welt und das Leben zusammen: da hingegen jene ein unendliches Gefühl erregt, die Seele mit unaussprechlichen Ahnungen umgibt und ihr für das Allergrößte Sinn verleiht. So liegt z. B. in der Beschauung der Natur, der Werke der Kunst, des Gemäldes der Geschichte u. s. w. etwas so Hinreißendes, so in eine höhere Region Entführendes, daß gar Mancher dadurch die philosophische Weihe empfängt, wenn gleich mancher Andere bey diesen, wie bey so vielen andern Gegenständen, vorbegeht, ohne sich auch nur im Geringsten

über den Kreis der Gemeinheit emporgehoben zu fühlen und das Herrliche, was darin liegt, zu ahnen. Wem nicht auf diesem Wege ein Licht aufgeht, dem wird es schwerlich auf eine andere Weise erscheinen, und wenn sich noch so Viele die Mühe geben, es ihm leuchten zu lassen. Fremde Hülfe ist hierin unzureichend.

Denn jeder menschliche Geist ist eine Insel, scharf abgegränzt gegen alle übrigen im großen Meere des Universums. Getrennt sind alle durch weite Strecken von einander, obwohl ihre Körper ganz nahe beysammen stehen. Die Sprache ist das Mittel, das die Verbindung unter ihnen unterhält. Wie eine Atmosphäre ruht sie über dem Volke und gibt Athem seinem verborgensten Leben. Sie empfängt die Gedanken und trägt sie weiter. Durch sie berühren sich erst die Geister und haben Erfahrung von einander. Aber nur bis zu einem gewissen Grade leistet sie ihnen diesen Dienst, über denselben hinaus wird sie selbst Schranke. Wo ist sie im Stande, den ganzen Geist aufzunehmen und ihn in andere Geister so wie er ist auszuhauen? Ihre Worte sind doch nur unbehülfliche Handhaben und sie versagt sich uns gerade in der Aussprechung der tiefsten Gedanken. Nur das Größte derselben

kann in ihr ausgedrückt werden; das Feinste und Zarteste kann man durch sie nur andeuten und Jeder muß es selbst nacherfinden.

Diese Hindernisse werden in der Philosophie vorzüglich fühlbar, und es entstehen daraus beinahe unüberwindliche Schwierigkeiten für ihre allgemeine Verständlichmachung. In der Sprache haben sich die Begriffe von den Dingen abgelöst und schweben frey über ihnen in der Luft; es findet kein unmittelbarer Uibergang von jenen zu diesen Statt. Die Philosophie hingegen muß in den tiefsten Abgrund, wo noch Alles beisammen ist, hinabsteigen und an der Geburt der Dinge selbst Theil nehmen. Sie muß vorerst die geheimste Unterredung mit ihnen führen und sich in die innerste Werkstatt des Geistes verschließen, bevor es ihr gelingen kann, ihren Sinn zu errathen. Dann steigt sie aus der unterirdischen Welt empor, und hohlt die Dinge aus ihrem Dunkel in die Sprache herauf. Aber diese Sprache bleibt Allen unverständlich, die nur an der Oberfläche weilen, und sich nicht hinab begeben, die Wunder zu schauen, die unter ihr verborgen sind. Jeder muß die Erfahrung an sich selbst machen, der Bericht davon ersetzt sie nicht. Wohl kann man dem Neugierigen manchen Fingerzeig,

manchen guten Rath geben, manchen vortheilhaften Weg weisen: aber die Sehnsucht, die ihn aus der Heimath und Behaglichkeit in die Ferne und Beschwerde triebe; die innige Liebe, die mit Unverdrossenheit überall das Göttliche suchte; das kunstvolle Auge, das im Dunkel der Natur, wo man gewöhnlich nichts als Tod sieht, die größten Wunder des Lebens schaute — dieß kann man ihm nicht geben und davon hängt eben alles gründliche Verstehen der Philosophie ab.

Diejenige Totalanschauung der Welt, in welcher alles Einzelne zu einer göttlichen Harmonie zusammenfließet und in welcher der Geist allein seine volle Befriedigung findet, weil er sich nur in ihr des ewigen Friedens und der wahren Seeligkeit bemächtigt, kann kein Buch, keine Sprache verschaffen. Sie ist das Geheimnißvollste und Unaussprechlichste; sie ist das Resultat der auserlesensten und vorzüglichsten Momente des Lebens, dem Menschen nur sichtbar, wenn es ihm gelungen ist, den Schutt aus seinem Gemüthe wegzuräumen, das verborgene Kleynod hervorzugra- ben, das widerwärtige Geschrey niedriger Leidenschaften zu dämpfen, und durch ein schö-

nes Ebenmaafs Alles in sich lauter zu machen. Ich möchte sagen, sie sey ein Kunstwerk, in welches sich das ganze Leben hineinbilden muß, wenn es an seiner Göttlichkeit Theil nehmen will. Sie ist das Licht, das den Geist bestrahlet und ihn in glücklichen Augenblicken, so zu sagen, die Herrlichkeiten des Himmels schauen läßt. Ohne sie bleibt ihm das Göttliche, was überall um ihn ist, verborgen und die Welt lastet ihm mit dem ganzen Gewichte des Todes auf dem Herzen. Durch Ziffern läßt sie sich nicht begreiflich machen und das wirksamste Mittel, dieselbe den Menschen nahe zu bringen, möchte vielleicht dieß seyn, daß man sie schweigend von allen Seiten mit erhabenen Gegenständen umstell'te, bis sie endlich unbewußt von den geheimen Kräften ergriffen und in eine noch nie geahnte Sphäre entrücket würden. Das Vortrefflichste in der Philosophie muß geschaut werden; — das ist eben die Schwierigkeit. So lange ihr Wesen auf einer Thätigkeit beruht, zu der man Niemand zwingen kann, wird sie in ihrer höchsten Steigerung nie allgemein und durchaus verständlich werden, sondern immer nur in einzelnen Individuen erscheinen, in welchen das auseinander geworfene, vereinzelte und

sich durchaus entfremdete Wissen des der Menschheit eingebornen Geistes wieder zusammengeht, und sich seiner Theilnahme an den höchsten Ideen bewußt wird. Die Rückkehr alles Wissens aus dem Einzelnen und Endlichen in das Eine und Unendliche ist das große Mysterium der Wissenschaften, welches in der Philosophie aufbewahrt wird. In unseren Zeiten, wo wir gesehen haben, wie im Leben selbst das Heiligste profanirt und von ganzen Völkern mit Füßen getreten worden, hat sich die Oberflächlichkeit auch in den Wissenschaften gegen jenes Mysterium häufig aufgelehnt und sich durch eine durchgeführte Ideenlosigkeit, durch einen unvertilgbaren Haß alles dessen, was nicht handgreiflich ist, kund gegeben. Durch ihre geheimnißvolle Natur ist die Philosophie gar Vielen, die da zu ihr kommen und doch nichts verstehen, ja gar keinen Sinn in ihrer Rede finden können, ein Gegenstand des Aergers. Da geht nun das Schimpfen los und nimmt kein Ende; man möchte sie zuletzt als etwas ganz willkürlich Ersonnenes ausgeben, wenn nur nicht so manche Erscheinung selbst den gemeinsten Menschen aus dem Schläfe aufschreckte und deutlich zu verstehen gäbe, daß es mit der gewöhnlichen Ansicht doch nicht seine Rich-

tigkeit haben könne. Weil man nun die geheime Gewalt der Philosophie, wenngleich sie noch so unbegreiflich scheinen möchte, hin und wieder doch nicht läugnen kann, so scheut man sich mit ihr ganz zu brechen und schiebt Alles auf ihre Priester, die Philosophen, denen nun alle Mängel zur Last gelegt werden, an welchen man selbst leidet: daß sie sich nämlich selbst nicht verstehen, in's Blaue hineinreden, den gesunden Menschenverstand verwirren und dergleichen mehr. Schmähungen, sind seit jeher das Loos der Philosophen gewesen, und sie werden sich dagegen, sie mögen noch so sehr auf ihrer Huth seyn, nie genug verwahren können: denn der grofse Haufe ist einmahl aus der guten Meynung, die er von sich selbst hat, nicht herauszubringen und hält sich für befugt, Alles vor seinen Richterstuhl zu ziehen. Nur was unter seinen Maafsstab paßt, findet vor ihm Gnade; das Uebrige ist Unsinn und Schwärmerey. Mit welchem Schmerze erfüllt das nicht, wenn man Zeuge seyn muß, wie die ehrwürdigsten Weisen der Menschheit, welche hervorzubringen ganze Jahrhunderte sich angestrengt haben, und zu deren Würdigung die grösste Stille und In-sich-Sammlung erfordert wird, oft bey Trinkgelagen, Gastmählern, in

lärmenden Cirkeln von unbärtigen Jünglingen, von sich gelehrt dünkenden Alten, von Menschen ohne alle tiefere Ahnung, bald aus Leichtsinn, bald aus Neid, bald aus Eitelkeit, bald aus irgend einer andern kleinlichen Triebfeder ohne die geringste Scheu und gleichsam zum Zeitvertreib bekritelt, belächelt und gemustert werden! Es ist unglaublich, wie weit die Anmassung mancher Menschen geht und wie wenig sie Achtung für's Grosse haben. —

Man verlangt, dafs, so wie die Werke der Kunst Allen zugänglich seyen, obwohl nicht Alle Künstler wären, eben so auch die Philosophie Allen zugänglich seyn solle. Aber ihre Stellung zum Publikum ist anders. Denn um eine tiefsinnige Philosophie gründlich zu verstehen, wird beynahe so viel Genie erfordert, als um sie selbst zu erschaffen. Es ist am Ende mit der Kunst vielleicht auch nicht anders; denn wie Wenige von Jenen, die sich an den Werken derselben ergötzen, haben eine reine Kunstanschauung. Aber sie sind nun einmahl im Stande, sich doch etwas daran auszusuchen und in ihre Sphäre zu ziehen. Diefs ist es eben, das Alle ergötzt. Mit einer wahren Philosophie geht das nicht so an. Bey ihr gilt der Spruch: „Entweder Alles oder Nichts.“ Stückweise kann man nur wenig

aus ihr herausklauben, und wer sie lernen will, muß sie ganz auslernen. Hierin hat es mit ihren Lehrlingen allerdings eine ganz ähnliche Bewandniß wie mit jenen in jeder andern Kunst z. B. in der Zeichenkunst. Unbehülflich und wie in spanische Stiefeln eingeschnürt bewegen sie sich anfangs. Mühsam und ängstlich und unsicher machen sie die einzelnen Striche nach mit dem peinigenden Gefühle des Zwanges und ohne Anschauung des Ganzen. Haben sie es aber weiter gebracht, so geht der Zwang in Freyheit über und es entsteht ihnen, gleichsam von selbst, ein herrliches Bild unter den Händen. Das Einzelne und Todte fließt ihnen in ein unvergleichlich schönes Ganze zusammen. Gerade so ist es in der Philosophie. Dieß wollen aber die Wenigsten zugeben; sie wollen vor dem Anfange schon am Ende seyn und, ohne die Kunst gelernt zu haben, gleichwohl nach Art der Meister darüber sprechen. Die kindliche Einfalt gemeiner Ansichten hat auch ihren Werth, aber nur in ihrem Kreise: will sie sich überall und für Alles geltend machen, so fällt sie ins Lächerliche und Verächtliche. Sie thut daher am besten, wenn sie sich solcher Dinge, die außer ihrer Sphäre liegen, ganz enthält und jede Berührung der höchsten Gegenstände, jeden Versuch der

Auflösung der schwersten Aufgaben sorgfältig vermeiden; sie könnte ohnehin nur Erbärmlichkeiten vorbringen.

Je häufiger der Vorwurf der Unverständlichkeit der Philosophie gemacht wird, und je mehr er sie zu drücken scheint, desto mehr war es unsere Pflicht, darauf so viel als möglich Rücksicht zu nehmen, und es war daher einer ausführlichen Erörterung werth, ob? wem? und warum? die Philosophie unverständlich sey; so wie es andererseits nicht übergangen werden konnte, die Schwierigkeiten, die ihrem Verständnisse entgegen stehen, von Grund aus nachzuweisen, die vorzüglichsten Hindernisse, die weggeräumt werden müssen, auszuzeichnen, und denjenigen Weg, auf dem man allein sicher zum Ziele gelangen könne, anzugeben. Nun, da dieß Alles geschehen und nachdem wir auch ihre Stellung zu einer vortrefflichen Lebensführung im Allgemeinen dargethan haben, müssen wir dieß noch mehr im Speciellen durchführen und wenn auch nicht alle, doch wenigstens die Hauptrichtungen des Privatlebens sey es nach Aussen oder nach Innen, so wie das Verhältniß derselben zu unserer Wissenschaft zu er-

reichen suchen, wodurch unser Versuch vollends an sein Ende gebracht wird.

Dritte Unterabtheilung.

*Einige Situationen des einzelnen Lebens und
das Verhältniss der Philosophie
zu denselben.*

A. Das Wirken in der Welt.

Nichts wird von den Menschen so hoch angeschlagen, als was sie in der Welt weiter bringt. Es gehört auch eine eigene Kunst dazu, um in ihr zu wirken und sie ist Jedem überaus wichtig, der ausser sich etwas zu Stande bringen will. Etwas Anderes ist es, Pläne zu entwerfen, etwas Anderes sie auszuführen. Wer was Bedeutendes in der Welt leisten will, darf sich nicht damit begnügen, grosse Gedanken nur zu entwerfen; er muss auch auf die Mittel bedacht seyn, wie sie zu verwirklichen wären. Dazu wird ein eigener Tact erfordert. So lange man den Entschluss
in

in seinem Innern birgt, ist man ganz im Reinen und sieht nur den geraden Weg vor sich: so wie man aber in's Leben tritt, und mit andern Menschen, mit der ganzen Aeufserlichkeit überhaupt in Berührung kommt, wird Alles trübe und nimmt eine ganz andere Gestalt an. Es wirken da so unzählige Umstände auf unsere Handlung, dafs die Bewegung immer nach der Diagonale ausfällt, und wir nie bey dem Punkte, den wir uns vorgesetzt haben, sondern immer nur daneben ankommen. Tausend Schwierigkeiten, tausend Kollisionen treten in den Weg. Hat es Zeit gekostet, mit sich selbst in's Reine zu kommen, und war man genöthigt, lange schwanger zu gehen, bis man sich selbst den Plan gebar; so ist man beym Ausführen noch mehr an die Zeit gebunden. Nur selten kann man sich dem Ziele ununterbrochen nähern, am öftesten muß man den Umständen die glücklichen Augenblicke ablauern, um in dem unternommenen Werke weiter zu rücken. Es gibt Dinge, die man nicht in jeder Zeit ausführen kann, so leicht sie auch ausführbar zu seyn scheinen; und wenn auch die Zeit kommt, so ist es nicht genug, dafs man, im Bewustseyn der redlichen Absicht, unbekümmert vorwärts schreite: man muß sich immerwährend um-

sehen, ob nicht etwa ein böser Feind nachschleiche und Verderben bringenden Saamen in unsere Saat streue, ob nicht irgend ein Neider eine Grube grabe, ob man es auch Allen recht mache, ob man nicht Diesem oder Jenem weh thue, ob man nicht im falschen Lichte erscheine, ob sich unsere Worte nicht verdrehen lassen, ob nicht die Bosheit aus unseren eigenen Handlungen einen falschen und nachtheiligen Schein herauskünsteln könne, ob sie uns nicht mit feinen Netzen umstelle — und tausend solche Unfälle mehr. Mühsam muß man sich durchfechten, wenn man zu etwas gelangen will.

Nicht auf die Feldherrn allein beschränkt sich die Ausübung der Strategie: man sieht sie im gemeinen Leben überall. Wovon hängt wohl darin das Gelingen menschlicher Unternehmungen am meisten ab, wenn nicht von der strategischen Gewandheit? — Alles kommt auf geschickte Manöuvres an, und wirklich manövriren auch die Menschen immerfort gegen einander. Mit einer seltenen Ausdauer recognosciren sie sich, und spähen ihre wechselseitigen schwachen Seiten aus, um dorthin ihre Angriffe zu richten. Man nimmt die verschiedensten Stellungen und macht alle möglichen Evolutionen. Da imponirt man, dort

thut man demüthig — je nachdem was rathsam ist; vor Diesem beugt man sich, weil man ihn nur so fangen kann, über den Andern fällt man wie ein Sturm her, weil man ihn nur so in seine Gewalt zu bekommen hofft; dem Stärkeren weicht man geschickt aus, den Schwächeren greift man muthig an; vor den Höheren kriecht man, auf die Niederen tritt man; bald befestigt man seine Macht durch geschickte Bündnisse, bald durch ungerechte Kriege; den Einen flößt man durch den Ton, durch den Aufwand Ehrerbiethung ein, die Andern gewinnt man sich durch zuvorkommende Manieren; die Einen, von denen man sich irgend einen Vortheil verspricht, angelt man durch Schmeicheley und freundliches Ergiessen; die Andern, bey denen nichts zu gewinnen ist, flieht man; in's Gesicht lobt man, in der Abwesenheit hechelt man durch; vor Allem aber verbirgt man sein Spiel und sucht die vortheilhafteste Meynung von sich zu erregen. Es ist unmöglich alle die Stratageme zu ergründen, durch welche sich die Menschen Einfluß zu verschaffen und ihr Fortkommen zu sichern streben. Es traut aber auch keiner dem Andern, und indem sie sich die größten Höflichkeiten sagen, liegen sie immer im Hinterhalte und verschanzen sich immer mehr ge-

gen einander. Wer ihre Künste nicht kennt und mit offenem Herzen unter sie geht, dem geschieht es, als gerieth er eins um's andere Mahl auf verdeckte Batterien, und er wird übel zugerichtet.

Vielfältig wird man in der Welt betrogen, selbst von denen, die man für seine Freunde hielt. Deshwegen seyd auf eurer Huth. Gar Mancher schmiegt sich an euch und thut euch schön, und heuchelt Uneigennützigkeit, Aufopferung und die schönsten Tugenden, und sucht auf alle mögliche Weise euer Herz zu bestechen. Ihr sollt ihn aber aus seinen Früchten erkennen und wie er sich im Uibrigen benimmt. Ist etwas wirklich Edles in ihm, so wird es sich überall bewähren. Seht ihr dagegen, daß er sich sonst als ein ganz gemeiner Mensch gebehrdet, daß er weder Kunst noch Wissenschaft liebt, die Religion verachtet, seine Mitmenschen, wie er kann, mit Füßen tritt, daß er kein höheres Ideal als Klugheit kennt und nur wie ein Glücksritter etwas zu erjagen sucht, um sich damit, wie jener Frosch, stolz aufzublasen und eitel Staat zu machen: so möget ihr versichert seyn, daß euch von ihm nichts Gutes kommen werde. Es ist eine ganz gemeine Seele, die nur der Hunger niedriger Leidenschaften quält. Er hängt an euch,

weil er durch euch etwas zu gewinnen, etwas zu gelten hofft; übrigens ist er alle Augenblicke zur Verrätherey bereit: denn wer nichts Ewiges in seinem Lebenswandel offenbaret, dem ist nichts heilig, nichts theuer; Alles ist in ihm wandelbar und nach Umständen veränderlich. Wenn ihr in der Naturgeschichte der Menschen nicht so weit kommt, daß ihr die schlaunen Füchse, und die listigen Wölfe, und die übrigen Raubthiere unterscheiden lernt, und nicht entweder ihnen ihre spitzigen Zähne, ehe sie euch anpacken, abzuschleifen, oder ihren Klauen ganz auszuweichen versteht, so wird es euch übel ergehen.

Unser Zustand ist eigentlich ein Krieg Aller gegen Alle, und wenn auch der Friede überall verkündigt ist. Mord fehlt nicht, ist aber noch selten; Raub und Plünderung ist schon häufiger; und das Zugreifen nach der Beute auf was immer für eine Weise, wenn's nur nicht gar zu arg ist, und sich nur einigermaßen mit der Mode verträgt, wie z. B. ungerechte Proceſſe, feine Betrügery, Nepotismus und dergleichen, ist ja schon so allgemein, daß sich kaum mehr Jemand daraus ein Hehl macht. Was wäre da nicht zu sagen, wenn man auf das Vermögenmachen Vieler zu sprechen käme? — Gewisse unehrliche Erwerbungsarten

scheinen ja schon beynahe ganz ehrlich geworden zu seyn: so wenig Scheu erregen sie bey Manchen. So z. B. den öffentlichen Schatz betrügerischerweise bevorthellen, heisst Vielen nicht stehlen; und die himmelschreyendsten Ungerechtigkeiten begehen, wenn sie nur durch juristische Formalitäten gedeckt sind, heisst Vielen nicht ungerecht seyn. Am Ende, bey aller unserer Civilisation, gilt doch nur das Kriegsrecht durch die Weitläufigkeiten des Friedens verdeckt; wie wäre es auch anders möglich bey unserem unaufhörlichen Kriegführen? —

Der Staat gleicht einer Burg, die unaufhörlich bestürmt wird. Einige suchen sich Ansehen; Andere einträgliche Aemter; wieder Andere Reichthümer in demselben zu erwerben. Dadurch in Besorgniß gesetzt, und daß er nicht den Habsüchtigsten, also den Schlechtesten zur Beute werde, führt er immer grössere Vertheidigungswerke auf, macht alle Zugänge zu öffentlichen Stellen enger und enger, und unterwirft Alle, welche eingehen, einer strengen Untersuchung. Was hilft dieß aber? was hilft es, daß er überall bekanntmachen läßt, daß er nur von den Besten und Tauglichsten verwaltet werden wolle, wenn jene Strategen Minen graben, und durch geheime Seitengänge

das, was ihnen verbothen war, um so sicherer erreichen? — Wohl steht es geschrieben, daß dem Verdienste der Weg offen stehe: aber selten kann es aus eigenen Kräften zu etwas gelangen.

Dem eifrigen Jüngling versprechen die gutmüthigen Lehrer, daß seinen Anstrengungen auch Ruhm und Wohlstand folgen werde. Wie anders findet er Alles, wenn er in die Welt hinaustritt! Nachdem er in den Wissenschaften bis zur erhabensten Höhe sich hinaufgeschwungen, nachdem er in der Geschichte mit den größten Männern Umgang gehabt, und an dem Leben ganzer Völker Theil genommen hat, sieht er sich im bürgerlichen Leben wieder auf das A B C zurückgebracht und von den Höhen der Wissenschaft nicht selten in den Strudel ganz gemeiner Beschäftigungen geworfen. Er sieht sich in eine Sphäre gebannt, wo nicht mehr, wie vorhin, eigene Anstrengung und Seelenschwung auf die Stufe versetzen, die man einnehmen will; sondern wo es von fremder Gunst, blindem Zufall und eigener Hinterlist abhängt, ob man etwas wird und wie weit man's bringt. Er stürzt mit Feuereifer und Liebe hinaus, aber mit Kälte wird er empfangen. Alles sieht ihn unfreundlich an. Jene die etwas zu vergeben haben,

fürchten, daß er ihnen nicht zudringlich werde, und halten ihn durch vornehme Mienen so weit als möglich von sich. Statt ihm Gelegenheit zu einer Laufbahn zu geben, will man sich ihn nur vom Halse schaffen. Uiberall sieht er sich zurückgestossen und mit Mißtrauen behandelt. Ein Fremdling ist er Allen und wenn er keine Freunde, — Protektoren genannt — finden kann, die ihm liebevoll Hülfsreiche Hand leisten, so sind ihm alle Wege versperrt. Der Neid tritt ihm entgegen, die Verläumdung lauert auf ihn, was er im Schweisse seines Angesichts verdient hat, wissen ihm listigere Nebenbuhler wegzukapern, Kummer und Sorgen, die ihn in seinem Schwunge lähmen, kommen hinten nach, und so macht er seinen Einzug ins Leben. Das Fortkommen des Menschen in der Welt hängt nicht so sehr von seinem inneren Verdienste ab, als von dem Eindrücke, den er auf die Andern macht. Nicht wie er wirklich ist, sondern wie er Andern erscheint, bestimmt seine gute oder schlechte Aufnahme.

Ja, es gehört eine eigene Kunst dazu, um in der Welt zu wirken. Wer diese nicht besitzt, kommt, auch bei den besten Talenten, selten weit. Von ihr hängt alles Gelingen ab. Deshwegen wird aber auch allgemein auf sie

ein so großer Werth gesetzt und bei allen anderweitigen Uebungen vorzüglich darauf gesehen, inwiefern sie zur Aneignung derselben beitragen und darnach ihr Nutzen bemessen.

Was nun das Verhältniß der Philosophie zu derselben anbelangt, so ist zwar keine unmittelbare Anleitung dazu von ihr zu erwarten, indem sie weit erhabnere Zwecke, als welche sich die Menschen am gewöhnlichsten vorsetzen, verfolgt. Indessen kann nicht behauptet werden, daß ihre Kenntniß für die Führung des öffentlichen und häuslichen Lebens von gar keinem Belange sey. Denn indem sie bei ihren Verehrern Scharfsinn, Umsicht, überhaupt alle Geistesgaben entwickelt, macht sie es ihnen leicht, das wirre Gewebe, das um sie gesponnen wird, durchzuschauen und den eitlen Künsten mit Kraft zu begegnen. Andererseits, indem durch sie ihr Blick an einen weiten Horizont gewöhnt ist, fällt es ihnen nicht schwer, selbst das Entfernteste zu erreichen, Alles zu umfassen, Alles mit dem Geiste zu beherrschen und die tauglichsten Anstalten zu treffen. Ferner bringt sie, — was mehr als alles Andere sagen will — wenn sie bei dem allgemeinen Kriegszustande gleichfalls ins Feld rücken müssen, etwas Edles und Großmüthiges in ihre Operationen, daß sie

nicht, wie es meistens geschieht, darauf ausgehen, Andere zu bevorthailen und herabzusetzen, sondern sich nur gegen die Angriffe der Bosheit und Hinterlist zu verwahren suchen. Sie macht, daß sich die leeren Formen des gesellschaftlichen Lebens, auf die Niemand mehr was hält, weil sich alles Gemüthliche von ihnen entfernt hat und sie nur zu Stratagemen der Politik herabgesunken sind, wieder füllen und nicht nur äußere Gefälligkeit heucheln, sondern auch wirklich ein inneres Wohlwollen aussprechen. Sie macht, daß ihre Kenner in der Gemeinheit ihre Befriedigung nicht finden, sondern immer nach etwas Besserem streben: nicht im Sinne der Glücksritter, die Alles über den Haufen werfen möchten, um nur aus dem Schutte für sich selbst etwas auszusuchen, sondern mit edler Selbstaufopferung, um der Menschheit Wohl weiter zu fördern. Diefs ist ihre größte Bedeutung für's Leben, daß, während es bei den Meisten in kleinlichen Bemühungen ganz untergeht, sie in dasselbe etwas Erhabenes zu bilden strebt. Mag auch dem Philosophen so Manches nicht gelingen, mögen auch die Kinder der Finsterniß ihn überklügeln, mag auch Bosheit oder Neid das Gebäude seines Glückes umstürzen, mannigfaltiges Leiden seine Ruhe

und Zufriedenheit stören und mit zahllosen Schmähungen Haß und Vorurtheil ihn verfolgen: so trägt er doch aus dem Ruin seines Wirkens seine Ideale wie seine Penaten davon; er trägt sie unversehrt durch der Unwissenheit tiefe Nacht, durch der Menge gränzenlose Gemeinheit, durch des Alltagslebens leeres Geräusch, durch die blutigen Pfade der Verfolgung und findet manchemahl in der Ferne einen Ort, wo er das, was er in seinem Innern trägt, zur Welt bringen kann. Und wenn er auch, wie die unglückliche Jo überall von dem unerbittlichen Schicksal verfolgt, nirgends einen Ruheplatz für sein Wirken zu finden vermag: so gibt er doch der Welt ein herrliches Schauspiel der Standhaftigkeit in Widerwärtigkeiten und der unaustilgbaren Liebe des Wahren. Er zeigt, was für einen Charakter die Philosophie bilde und welch ein kräftiges Leben sie hervorrufe, — sie, die allgemein angeklagt wird, für's Leben von keiner großen Bedeutung zu seyn. Durch Unglück und Verfolgung wird dem Menschen selbst in dem engen Kreise des Privatlebens, die Gelegenheit heroischer Tugenden verschafft.

B. Das Gemüthsleben.

So viel von der Richtung nach außen. Wenden wir uns nach innen, so werden wir kaum eine erfreulichere Ansicht haben. Unser Leben ist überall gehemmt, so daß es sich nicht frey ergießt, sondern nur stofsweise hervorbricht, bald hoch aufschwillt, bald sich ins Seichte verliert, bald einer öden Wüste gleicht, bald in lichten Flammen auflodert, bald wie das sterbende Flämmchen schimmert, bald vor Fülle überströmt, bald ins Leere fällt. Es ist in einem immerwährenden Fliehen begriffen und wir erblicken es nur in Bruchstücken auseinander geworfen. Was sehen wir denn, wenn wir unsere Gedanken betrachten? — Einen Schwarm von jenen Insekten, die man Ephemeriden nennt. Sie entstehen und gehen noch desselben Tags unter. Wie viele unter denselben reichen denn über das Gestern und Morgen hinaus? Wie viele haben denn etwas Ewiges und Bleibendes in sich? — Wie der Flugsand werden sie vom Winde hergetrieben und wieder fortgeführt, ohne eine andere Wirkung hervorzubringen, als daß sie Staub vor den Augen machen. Es sind beinahe lauter Gelegenheitsgedanken, eben so elend, wie die meisten Gelegenheitsgedichte. Wir haben meistens nur Einfälle, unsere innigsten Ge-

fühle sind einzelne, unzusammenhängende Zustände und jeder kommende Augenblick, entführt unser Gemüth in eine Gegend, die dem vorhergehenden ganz fremd war. Wir gleichen Reisenden, ohne daß es jedoch immer in unserer Macht stünde, diejenige Stelle, an der wir mit Wohlgefallen weilen, festzuhalten. Eine geheime Gewalt treibt uns weiter. Um ihr zu widerstehen und sich selbst in Besitz zu nehmen, gehört eine ungemeine Kraft dazu. Nur durch eine außerordentliche Anstrengung kann man den verhüllten Künstler der in uns das Gewebe webt, aufdecken, dann selbst nach einem durchgreifenden Plane das Werk weiter führen, die Bruchstücke sammeln, sie mit zarten Fäden geschickt an einander befestigen und, indem man das Leben dem Zufalle entnimmt und Einer Grundidee unterwirft, in alle einzelnen Bestrebungen Zusammenhang bringen. Dieß scheint freylich nur Wenigen gegeben zu seyn. In den Meisten geht es auf und unter wie in einem immerwährenden Wirbel: sie sehen diesem Spiele wie Fremde zu, neugierig, was da kommen werde, oft ungehalten, daß der Vorhang sich nicht aufthut. Die mannigfaltigsten Begierden bestimmen sie bald nach dieser, bald nach jener Richtung und kaum haben sie irgend einen Zweck zu verfolgen

begonnen, als sie schon von einem andern anderswo abgelenkt werden — und so ins Unendliche fort. Sie sind nicht im Stande in einem Zusammenhange zu denken, eben so wenig etwas Zusammenhängendes zu begreifen. Sie wissen nicht, welchem Endziele sie nachzustreben haben und treiben sich so herum, bald dieses bald jenes verfolgend, wie es eben kommt. Sie können nicht angeben, wo sie ankommen werden: dieß Alles bleibt mehr dem Zufalle, als ihrem eigenen Willen anheimgestellt.

Wie oft treten nicht bey uns jene leeren Augenblicke ein, wo wir zu nichts taugen, an keiner Arbeit mit Liebe hängen, nicht Einen kräftigen Gedanken hervorbringen, Alles verflachen. Nehmen wir dann irgend ein Geschäft vor, so vermögen wir nicht, darin etwas Ordentliches zu leisten; lassen wir alle Beschäftigung bey Seite, so plagt uns wieder die Langeweile. So sind wir zu nichts nutze, uns selbst und Andern zur Last. Betrachten wir uns aufmerksam, so stellt sich diese peinigende Leereheit immer dann ein, wenn wir aus uns ganz herausfallen und, sey es nun mit Gedanken, Gefühlen oder Begierden, am Einzelnen als Einzelnen hängen, nur Einzelnes sehen. Dann zerstreut sich auch gleich unser Kern.

Wir werden von so verschiedenen Stimmungen hin und her geworfen, daß wir oft Mühe haben, uns selbst in denselben zu erkennen: bald oben bald unten, bald hoch bald tief, bald Riesen bald Zwerge, begeistert und abgespannt, groß und klein, ruhig und ungestüm — ein ewiger Spielball zahlloser Gefühle und Leidenschaften!

Die geringfügigsten Kleinigkeiten haben auf uns Einfluß. Nicht nur sind wir in unserer Nahrung von so vielen Sachen abhängig; selbst mit unserem Denken befinden wir uns in derselben Lage. Es scheint, daß die Dinge zugleich mit uns denken und uns unsere eigenen Gedanken bilden helfen. Welch ein inniges Verhältniß findet nicht zwischen ihnen und der Seele statt! Wenn man ein einsames Leben führet, gewinnt man seine Stühle und Schränke bald so lieb wie Menschen. Wie verwächst nicht der Mensch mit dem Ort, wo er ist. Gleich einer Raupe spinnt er sich hinein; von einem Punkte zum andern zieht er das unsichtbare Gewebe seiner Gedanken und befestiget es an den geringfügigsten Kleinigkeiten. Oft wird ihm diese oder jene Ecke seiner Stube, diese oder jene Aussicht, dieser oder jener Tisch, dieser und kein anderer Ofen lieb; weil sich gerade da und nicht wo anders

sein Gemüth regte, weil er gerade da und nicht wo anders so manche geistige Geburt zur Welt brachte, weil gerade diese und keine andere Gegenstände Zeugen waren, wie es in seinem Kopfe licht, in seinem Herzen warm geworden. Verläßt er dann diesen Ort, so geschieht ihm nicht selten, als wenn ihm etwas herausgerissen worden wäre, und er kann nicht also gleich den Faden wieder aufgreifen. Solchen Einfluß üben selbst unbedeutende Kleinigkeiten aus!

Wie wenig Gewalt haben wir über die Thätigkeit unseres Gemüthes. Einzelne Blitze fahren wohl aus seinem Abgrunde hervor und zerreißen hin und wieder die Finsterniß, die uns umnachtet: aber diese Blitze sind uns nicht in die Hand gegeben; wir müssen warten bis sie kommen und uns durch Mark und Bein gehen. Oft zünden sie an manchen Stellen, daß es noch leuchtet, nachdem sie verschwunden: aber es sind nur einzelne Lichtpunkte und fließen nicht zu einem ganzen Lichtmeer zusammen. Oft erschüttert uns wie ein Erdbeben eine innere Kraft, und die glatte Spiegelfläche unserer Gefühle schlägt hohe Wogen: aber jenes unterirdische Toben und Rollen zieht vorüber und ergreift uns nur wie im Vorbeygehen, ohne daß wir dasselbe in
 unserer

unserer Gewalt hätten und uns in dem mitgetheilten Schwunge erhalten könnten.

Dem Gemüthe läßt sich durch Stossen, Pressen, Schrauben, Drehen nichts Geniales abzwängen. Wollt ihr die Fülle desselben erfahren, so sammelt die zerstreuten Strahlen eures Geistes, entzieht euch der Herrschaft des Einzelnen, von dem ihr auf der Oberfläche hin und her getrieben werdet, macht die Ideen in euch lebendig, versenkt euch in euren eigenen Abgrund, daß ihr in euch selbst unterirdisch werdet, tretet zurück in jene Nacht, wo alles Einzelne erlischt, in jenes innere Chaos, in welchem die Keime des Universums liegen, rührt sie alle auf, daß sie treiben und euch ausfüllen, fallet in die Gewalt eurer eigenen Urkräfte, so wie die Natur, so oft sie etwas hervorbringen will, in sich zurückgeht und ihre Urkräfte erweckt: — dann nach einer solchen In sich Sammlung und Dämpfung eitler Gedanken, die im Bewußtseyn herumschwärmen, so daß in einer feyerlichen Stille die Welt eure Seele umlagert, werden sich die Tiefen eures Gemüthes aufthun und riesenhafte Gedanken aus denselben aufsteigen, gleichwie aus den Vulkanen ungeheure Massen in die Höhe geschleudert werden. Dann seht zu, welch ein Leben euch ergreifen und eure Brust, daß ihr

davon überströmet, schwellen wird. Nur dann thürmt das Meer hohe Wellen auf, wenn es tief aufgewühlt worden. Das sind die besten und stärksten Gedanken, die das Gemüth aus dem undurchdringlichen Dunkel seines Abgrundes ins Bewußtseyn sprudelt: da hingegen jene, die an seiner Oberfläche, durch Kombination, Abstraktion und durch ähnliche Künste entstanden sind, wenn sie nicht auf jenen ruhen, Niemand ergreifen und das Gepräge der Leerheit tragen. So werden auch jene Heilquellen, die dem kranken Menschen Genesung bringen, aus den Tiefen der Erde hervorgetrieben, und entstehen nicht auf ihrer Oberfläche.

Fängt es sich in euch zu regen an, dann ist es Zeit, mit der Reflexion dabey zu seyn, um den unbändigen Schwarm festzuhalten und ihm, damit er nicht wie ein Meteor vorübergehe, eine feste Gestalt und einen bleibenden Ausdruck zu geben. Hier ist sie am rechten Orte; bey der Production spielt sie eine sehr untergeordnete Rolle. Will sie sich aber in dem Schöpfungsacte allein geltend machen, so kann sie nichts, denn eitel Machwerk, zusammengeleimt aus todten Stücken, erzeugen. Und dieß kann nicht anders seyn; denn Reflexion ist ja weiter nichts, als das Zerfahren des einigen Geistes in's Einzelne. Für sich

allein genommen ist sie nichtig; nur wenn ihr immerwährend eine vortreffliche Anschauung zum Grunde liegt, ist sie ein unvergleichlicher Spiegel, die verborgenen Wunder dieser reichhaltigen Fundgrube in's Auge zu strahlen. Uiberhaupt liegt das grofse Geheimnifs aller Produktion in dem Bande zwischen Anschauung und Reflexion. Wer sowohl diese als jene in seiner Gewalt hat, der ist zu grofsen Geburten bestimmt. Reflexion allein genommen verflacht und tödtet Alles: aber auch jene schöpferische Kraft bringt aus sich selbst kein festes Gebilde hervor, wenn sie nicht beschränkt wird. Soll sie nicht ganz zergehen, so mufs sie in eine Form gefafst werden. Doch ihre Fülle läfst sich in keiner Darstellung ganz niederlegen. Man mag sich des Ausdruckes noch so sehr befleifsen, noch so viel Mühe auf dessen Stärke und Kolorit verwenden: so bleibt doch immer das Meiste zurück, welches, aller Gestaltung entfliehend, nur jede Geburt des Geistes begleitet und gleichsam die Wärme, in welcher das Gebähren vollbracht wird, bildet, aber nicht selbst hinausgeht. Eben so wenig läfst sie sich der Willkühr unterwerfen. Sie ist an die Zeit gebunden, und wenn sie auch zu wirken angefangen hat, wird sie bald latent.

Daß eine großartige Philosophie, indem sie uns mit den erhabensten Gegenständen bekannt macht und uns die verborgensten Geheimnisse sowohl der Natur als des Geistes aufdeckt, auf unser ganzes Gemüthsleben vom wohlthätigsten Einflusse seyn, seine Leerheit ganz ausfüllen, und die Thätigkeit des Gemüths bis auf's Höchste erregen müsse, — daran ist wohl kein Zweifel. Dieß beweist ohnehin zur Genüge die Wirkung, welche manche Philosophen hervorbringen, deren Sprache, man mag sie hören oder lesen, durch und durch geht und ein Gefühl hervorbringt nicht anders, als stände man in einer galvanischen Kette, wo nicht bloß ein einzelner elektrischer Schlag uns erschüttert, sondern ein immerwährendes Beben durch die Glieder geht; — ein Gefühl, wo uns so zu Muthe wird, als würde der ganze Strom des unendlichen Lebens uns durch die Brust geleitet. Die engen Schranken unserer Umgebung, in welche wir entweder durch unsere bürgerlichen Verhältnisse, oder durch die Armuth unserer Kenntnisse, oder durch allerley Sorgen, oder durch andere Umstände gebannt sind, stürzen zusammen, wir werden ins Freye hinausgeführt, uns in der hinreissenden Anschauung des Universums zu verlieren und durch seine Unendlichkeit selbst unendlich zu

werden; denn Nichts weckt die geistige Thätigkeit mehr, als ein weiter Horizont.

Die Philosophie macht dem Leben Luft; sie hebt seine Hemmung auf, gibt es mehr in unsere Gewalt, erlöst den Geist von seinen Banden, entzieht seine Thätigkeit der Herrschaft des Zufalls und unterwirft sie der Freyheit, führt ihn aus beschränkten Thälern auf empörragende Anhöhen und läßt ihn weite Strecken übersehen; sie erregt das Gemüth, bringt in demselben die herrlichsten Keime zum Treiben, verscheucht den Schwarm von Armseligkeiten, mit denen es schon von Geburt an verschüttet wird, und erfüllt es mit erhabenen Gedanken; sie legt eine herrliche Welt in des Menschen Brust, daß darin nichts Gemeines Platz finde, umgibt ihn mit schönen Idealen, spornet seine Thatkraft, haltet sie von werthloser Geschäftigkeit ab, leitet sie auf ein hohes Ziel; sie lehrt ihn über dem Tändeln und Scherzen den tiefen Ernst des Lebens nicht vergessen, gibt ihm Gewalt über sich selbst und über die Launen des Schicksals; sie führt in sein Handeln und Denken an die Stelle regelloser Willkühr vernünftige Gesetzmäßigkeit ein, prägt etwas Ewiges in dasselbe, zieht ihn vom Laster ab und nimmt für Tugend ein, hebt ihn zu Gott und führt ihn in den Schoofs

der Religion; sie gibt ihm Schwung und Begeisterung, Stärke und Ausdauer, Character und Energie, Ruhe und Gelassenheit. Seelige Augenblicke, in denen der Streit der Gegensätze sich zur Ruhe legt und der ewige Frieden beginnt! in denen die Seele die himmlische Harmonie vernimmt und Alles klar durchschaut, die Gestirne rauschen hört, die Natur belauscht, die Geister verblichener Helden in ihrer Nähe fühlt, die Vorzeit vor sich aufgethan sieht, und hinter den Vorhang der Zukunft ahnungsvolle Blicke wirft! —

Aber nicht jede Lage ist solcher Stimmung günstig. Nur in der Stille der Einsamkeit, im Zustande der höchsten In-sich-Sammlung durchschaut der Geist Alles; so wie er sich im Geräusche der Welt zerstreut, wird ihm Alles trübe und undurchsichtig. Meistens bringt man aus der menschlichen Gesellschaft weiter nichts zurück, als einen Schwarm jener eitlen Gedanken und kleinen Gefühle, die gewöhnlich zu entstehen pflegen, wenn man in die elende Prosa des Alltagslebens hineinfällt und sich von seiner Armuth ganz umfassen sieht. Dagegen verfehlt der Umgang mit der Natur nie, das Gemüth zu erheben und es tief zu rühren. Wie sollte dieß aber auch nicht aus der Gemeinheit herausreißen, wenn man das

stille Sinnen derselben in den Wäldern, ihre Sehnsucht nach dem Himmlischen in den Gebirgen, den tiefen Ernst ihrer Gedanken und die stumme Melancholie, die über sie ausgegossen ist, betrachtet? Und wie allmächtig muß die Wirkung nicht seyn, wenn in jene einsamen Orte auch die Geschichte kommt und die Pforten der Vorwelt aufthut? — Man muß das Leben auf eine Zeit lang verlassen, um desto stärker in dasselbe zurückzukehren. Wohl ergötzt sich oft der vom Denken müde Geist in das bunte Gewirr der Menschen zu gehen und ihrem Tändeln und Spielen zuzusehen: wie sie sorglos und fröhlich sich herumtreiben, bald von diesem bald von jenem naschen, sich wie Kinder mit Spielereyen und Flitterzeug zufrieden stellen, heute weinen morgen lachen, dem Kummer sich eben so leicht wie der Freude ergeben, aus Karten Häuser bauen, leichtfertig Worte in die Winde streuen, und springen, und tanzen, und schaukeln, und auf allerley Weise ihrem Drange Luft machen: doch er zieht vorüber, sieht sich das Schauspiel an und sagt: „Nicht hier ist meine Heimath!“

Zwar soll sich das individuelle Leben nicht egoistisch isoliren, sondern Wurzel treiben in das gesellschaftliche: aber will der Mensch

würdig auftreten, so muß er sich auf eine Zeit lang vom Geräusche der Welt zurückziehen und in der Stille der Einsamkeit, weit von aller Zerstreuung sich sammeln. Da muß er sich die innere Stimme, die ihn zu etwas Besserem mahnt, deutlich vernehmbar machen und das leere Geschwätz der Eitelkeit niederschlagen. Eine feyerliche Stille muß ihn umgeben, auf daß er sich ungestört mit den großen Geistern besprechen und aus ihrem Umgange Nahrung schöpfen könne. Keine irdische Sorge darf sein Gemüth trüben und seine Kraft ablenken, damit er ganz in sich steige, das Gediogene und Vortreffliche, was in ihm verborgen liegt, aufgrabe und alles Schlechte hinausschaffe. Ruhe und Gelassenheit ist ihm nothwendig, damit ihm das Ewige erscheine und er sich durch seinen Anblick begeistere, damit er unbefangen die Welt anschau und an ihrer Gröfse seine Augen weide. Dieß wird ihm Stärke und Schwung geben und wenn er auf diese Weise die Weihe empfangen hat, so wird sich ihm sein Ideal so tief einprägen, daß es ihn selbst im größten Getümmel nicht verlassen wird. Diese Abgeschiedenheit ist die wahre Erziehung und die Einsamkeit diejenige Schule, welche das Vortrefflichste ausbildet. Ein junger Mensch, der,

fern von den gewöhnlichen Sorgen, fern von dem Anblicke des Alltagslebens gehalten, ein einsames und in sich verschlossenes Leben führt, muß, wenn er nicht verdorben ist, nothwendig auf ungemeine Dinge gerathen. Hat man sich einmahl so vorbereitet und sich einen festen Kern angeeignet, so darf man wieder muthig ins Leben zurückkehren und getrost durch dasselbe schreiten: man wird gewiß in seinen Wirbeln nicht untergehen, der so Viele, die in seine Gewalt fallen, verschlingt. Wer das Leben beherrschen und sich darin behaupten will, darf sich von ihm nicht hinreißen lassen. Er muß trachten, sich über allen seinen zahllosen Richtungen zu erhalten und jede Einseitigkeit zu vermeiden; sonst wird sein Blick umfängen und für alles Andere blind. Er mag Alles mitmachen, was um ihn geschieht und an Allem Theil nehmen, aber sich nie ganz darein verlieren. Was die Gewohnheit mit sich bringt, wenn es nur nicht der Vernunft zuwider ist, wird er ohne sich ihr ganz hinzugeben, nicht verschmähen; denn auch darin liegt tiefer Sinn. Die Sitten und Gebräuche sind ein zu fester Gestalt geronnenes Leben, ein Leben, das die Menschheit außer sich hinausstellt und worin ihr Innerstes gleichsam wie in einem Gehäuse wohnt. Sie bilden sich

beynahe von selbst, wachsen mit einer organischen Stetigkeit auf und umfassen alle Einzelnen mit einer so gebietherischen Nothwendigkeit, daß sie ihnen keine Gewalt über sich lassen. Der Weise bewegt sich darin wie ein Freyer herum und wird sich des tiefen Sinnes, der darin verborgen liegt, bewußt; der gemeine Mensch folgt ihnen mit einem sklavischen Gehorsam, der ihm keine Wahl läßt, und erfährt von ihnen einen solchen Zwang, als wie wenn sie ihm angewachsen wären: nicht anders, als jene Geschöpfe, die die Natur gelehrt hat, sich selbst Gehäuse zu bauen, in welche sie sie aber auf immer einschloß. Er sieht nur so weit als seine Schale reicht und er wird gefangen gehalten von ihr und gedrückt und kann sie sich nicht ablösen. Je mehr sie sich aber versteinert, desto mehr erlischt das bildende Princip. Was ist die Folge davon, wenn diese Petrification um sich greift? — daß sich Alles in die inneren Höhlungen wirft und, weil die Entwicklung ins Große nicht mehr statt findet, Alles in's Kleinliche fällt. Diefs ist auch überall zu sehen.

C. Armuth und Leerheit des Alltagslebens.

Wenn man um sich blickt und überall so viel zwerghaftes und verkrüppeltes Leben sieht,

so wird man von einer gewissen Schwermuth überfallen. Wie wohl thut es da nicht: wenn man in die Nähe eines grossen Geistes kommt, dem man es gleich ansieht, daß er mit riesenhaften Gedanken schwanger geht und wie in seinem Kopfe sich die ganze Welt konzentriert, wie jedes Wort, das er spricht, in die ungeheure Tiefe, aus welcher es kommt, blicken läßt!

Zieht man von den Menschen das Eitle und Hinfällige ab, was bleibt denn übrig? — Bey Vielen ganz und gar nichts, denn sie hatten sonst nichts; bey Einigen etliche gute Bruchstücke, die wie Trümmer unter dem Schlechten herumschwimmen, und bald völlig zu untergehen drohen, bald wieder zum Vorschein kommen; bey sehr Wenigen nur, das Bewusstseyn und die That der Ideen, welche unzerstörlich, wie ungeheure Felsen, über das Platte und Flache hervorragten.

Was ist wohl das Leben, was so die Meisten führen, anders, als eine Betäubung, ein Opiat, das sie zu sich nehmen, um die Qualen der Langenweile zu lindern. — Wir leben freylich; aber unser Leben gleicht dem Fiebertraum eines Kranken oder dem Todeskampf eines Sterbenden. Betrachtet man das Gewirre der Menschen und die Hinfälligkeit, die allem ihrem Streben inwohnt, so kommt es einem

vor, als sähe man einen immerwährenden Leichenzug. Welche Armuth! welche Lieblosigkeit! welche Leiden! Die Pfade unseres Lebens sind mit Schweiß, Thränen und Blut und mit Staub, den wir darauf streuen, bezeichnet.

Was erblickt man, wenn man das Schicksal der Menschen betrachtet? — Die Einen wehklagen und benetzen mit Thränen ihre Schritte; die Andern schwelgen nach Herzenslust und betäuben, wie sie können, ihre Sinne; wieder Andere schreiten bewußtlos hin, gespannt in das Joch der Noth und ziehen die Last gleich Lastthieren, ohne sich weiter um etwas zu bekümmern: — überall nur Trauer, wüste Freude oder Stumpfheit! — ein niederschlagender Anblick! — —

Wenn man den Jammer des gewöhnlichen Lebens mitansieht: wie da Einer dem Andern im Wege steht, Einer den Andern zu verdrängen sucht, Einer dem Andern auflauert; — und wieder die Leere und Gemüthlosigkeit desselben, den unersättlichen Hunger, der Alle treibt, ihr Lechzen nach dem Gewinnste, den rasenden Wetteifer, in hinfälligen Dingen einander vorzuthun, in den wichtigsten das Wenigste zu leisten, die verläumderische Bosheit, den ungemeinen Scharfsinn, wo es darauf ankommt, Andern zu scha-

den; — und wieder den unglaublichen Stumpfsinn, wo es sich um das Erhabenste handelt, die gränzenlose Wuth, sich selbst von allen Zügeln zu befreyen, auf die Andern dagegen mit dem ganzen Gewichte seiner Vorurtheile zu drücken, die niedrigste Kriecherey, wenn nur was zu gewinnen ist, neben dem unerträglichsten Stolze, den leeren Prunk, den eitlen Genuß: und wieder die zahllosen Wehen, die demselben auf dem Fusse folgen; das Unstete und Wankende, die Unruhe und Bangigkeit, — die Sorgen ohne Ende, die Bedürfnisse, die sich mit jedem Anfange zur Befriedigung mehren, den verzweifelten Kampf, um sich von der Armuth und Verachtung, die mit ihr vergesellschaftet ist, zu erretten: — wenn man dieß Alles ansieht, so fühlt man eine unaussprechliche Sehnsucht, sich ganz von Allem zurückzuziehen, auf jeden Genuß, den uns sonst noch so ein Leben anbiethen mag, Verzicht zu leisten, mit seinen Idealen auszuwandern und einsam mit ihnen zu leben, entzogen den Blicken der Menge, befreyt von jedem Tagwerke, das am Ende darauf hinausgeht, daß man heute etwas erwirbt, damit man es morgen verzehre.

Erhebt man dieses Leben nicht durch Religion, Kunst, Wissenschaft, führt man es

nicht durch eine erhabene Philosophie in's Grofse hinaus: so kann man sich kaum des Eckels an demselben erwehren. Wenn es nur die kurze Spanne Zeit, die ihm hiernieden beschieden ist, umfaßt, sich nur über den Punkt, auf dem es hervorgekeimt ist, ausbreitet: so ist es das Dürftigste und Seichteste, was man sich denken kann. Ihr müßt ihm die Anschauung aller Zeiten und Räume geben, ihr müßt es durch die ganze Geschichte erweitern, in der ganzen Natur herumführen, mit der ganzen Ewigkeit durchdringen — mit Einem Worte, das Herrlichste, was irgendwo und irgendwann geblüht hat, in dasselbe koncentriren, wenn ihr es von dem Gefühl des Todes befreyen und demselben einen himmlischen Genuß verschaffen wollt. Wer nur in der Gegenwart lebt, nur in dem, was er eben vor sich sieht, ohne Kunstanschauung, ohne schöne Ideale, der läuft Gefahr, von der Enge erstickt zu werden. Wie öde muß die Welt nicht dem erscheinen, der sie bloß mit den Augen eines Kaufmanns, eines Oekonomen, eines Spekulantens ansieht! Vergebens bemüht ihr euch, das Sehnen einer zarten und schönen Seele durch das Vorurtheil hoher Geburt, äusseren Ansehens und anderer Vortheile, auf die sonst sehr viel Gewicht gelegt wird, zu stillen: dieß

Alles kann nur einen stolzen und gemüthlosen Menschen befriedigen; sie fühlt das Leere und Hohle davon und verlangt etwas Innigeres, etwas Vernünftigeres. Gebt ihr es ihr nicht, so schmachtet sie mitten unter demjenigen, was ihr für das größte Glück haltet, dahin.

Allein dieß Alles wollen wir nicht verstehen; uns ist es nur um den Schein zu thun. Was sind wir denn auch anderes, als Schauspieler? — Ein Jeder spielt eine erkünstelte und hochtrabende Rolle und trachtet in dem vortheilhaftesten Lichte vor dem Publikum zu erscheinen. Da ist Alles imponirend und große Meynung erregend. Sieht man uns aber nur hinter die Kulissen, so erblickt man nun erst recht unsere Erbärmlichkeit. Wo ist aber diese Schauspielerey mehr zu Hause, als gerade unter denjenigen Ständen, die auf die Schauspieler mit solcher Verachtung herabblicken und sich so unendlich weit über sie erhaben glauben? — Beruht da nicht Alles auf Repräsentation? — Summirt man des Einen oder des Andern Leben zusammen, so kommt nichts heraus, als eitel Staat machen. Sie gehen auf der Welt wie auf einer Bühne herum. Sieht man sie von weiten, so möchte man sie für lauter Könige halten, denen Alles,

worum sich Andere erst mühsam bewerben müssen, zu Gebothe steht. Aber gar Manchem geht es so, wie dem Schauspieler, welcher, wenn er den fremden Königsmantel, der ihn einen Augenblick zierte, ablegt, kaum hat, womit er die Blöße seines Körpers bedecken könnte.

Wir sind in unsere engherzigen Verhältnisse so fest eingekeilt, daß wir sie auf Alles Andere übertragen. Nur aus Schlupfwinkeln sehen wir uns die Welt an, ohne Sinn für das Große in derselben. Nichts mögen wir in seiner Ganzheit und Vortrefflichkeit nehmen: es muß erst Alles recht zerbröckelt, recht verkleinert seyn. Worüber wir auch urtheilen mögen, so mischen sich die kleinlichsten Rücksichten darein. Ist es über Natur, Wissenschaft, Kunst: so wird auf Nützlichkeit, auf Vergnügen gesehen; ist es über Menschen: so fragen wir, ob sie von guter Geburt, ob sie reich sind, ob sie hohe Stellen bekleiden; der eigentliche innere Werth, der Charakter, hat nichts dagegen zu bedeuten, so daß derjenige, der nur diesen hat, mancher äusseren Zugabe aber entbehrt, sicher darauf rechnen kann, von uns über die Achsel angesehen zu werden.

So lange wir jung sind, haben wir noch
meistens

ein richtiges Gefühl von dem Werth der Dinge und der Menschen, und schätzen, ohne uns durch Aufserwesentlichkeiten irre leiten zu lassen, was geschätzt zu werden verdient. Aber nur Wenige gibt es unter uns, die nicht, wenn sie in das Leben treten, ihren besseren Gefühlen untreu würden. Wir erhalten eine so konfuse, eine so verzerrte und verführerische Vorstellung von der Würde desselben, daß wir gar bald unsere schönen Ideale vergessen und lieber die Manieren der Großen nachäffen, als daß wir durch die Behauptung unserer vorigen, reinmenschlichen Gesinnung der wahren Ehre nachstreben möchten. Vergleicht man unsere späteren Ansichten, wo uns schon vornehme Vorurtheile den Kopf verwirrt haben, mit unseren früheren, unbefangenen, so sollte man kaum glauben, daß sie von Einem und demselben Menschen aufgestellt worden. Je tiefer wir in die Welt hineingehen, desto mehr Vorurtheile kleben sich uns an. Unser reiner Blick trübt sich, und unser Abgott wird, was man Ton nennt.

Ja! es hat uns eine unglaubliche Wuth des Tones ergriffen: aber eben dieses laute Tönen beweiset, wie leer unser Leben ist. Bald wird Alles Gemüthliche und Kernigte aus demselben verbannt seyn. Alles läuft bey uns auf Schau-

spielerey hinaus. Je höher der Stand, desto hohler der Umgang. Und wenn darin doch Einer vorkommt, der die Geradheit und Einfachheit der Alten in die Gesellschaft mitbringt, so wirft er große Schlagschatten auf den modernen Styl seiner Umgebung. Indem wir unaufhörlich darauf bedacht sind, vor Andern Staat zu machen, schrumpfen wir innerlich immer mehr zusammen. Wir haben nur lauter erbärmliche und kleinliche Maßstäbe, die wir uns vom Schein abgezogen haben. Eitle und hinfällige Gedanken umschwärmen unseren Geist, machen seinen Blick kurzsichtig und sein Urtheil kleinlich. Nach armseligen Rücksichten verschrauben wir die Welt und das Leben, und, ermangelnd wahrer edler Gefühle, glauben wir uns dadurch ein großes Ansehen vor Andern zu verschaffen, wenn wir uns recht aufblasen, recht tönen, recht vornehm thun. So weit sind wir gekommen! Dabey ein Schwarm von kleinlichen Leidenschaften in unserem Gefolge: Einer schielt auf den Andern, ob er ihm nicht etwas auszustellen hätte, ob er's ihm nicht zuvor thäte, ob er ihm nicht etwas anhängen könnte, Einer setzt den Andern herab. Wir kommen zusammen, nicht eigentlich, um an einander Theil zu nehmen, sondern vielmehr, um uns zur Schau zu tra-

gen, um einander auszuspioniren und dann recht auszischen zu können. Lauter Stolz, Eitelkeit, Neid, Verläumdung, Ohrenblaserey, keine Spur von Großmuth! — ein erbärmlicher Anblick.

D. Lieblosigkeit des Alltagslebens.

Und welche Lieblosigkeit! Einer nagt an dem Andern, der Neid läßt keinen ruhen und der Haß entfesselt alle Furien. Es gibt kein größeres Vergnügen für die Menschen, als wenn sie von Einem etwas zu reden bekommen. Nun geht das Herumtragen, und das Sticheln, und das Kriteln, und das Verdammen los. Ohne daß er ihnen im mindesten bekannt wäre, ohne daß sie sich auch im geringsten über ihn zu beklagen hätten, fallen sie gleichwohl über ihn her und kennen kein Maafs in der Schadenfreude. Beym ersten Gewahrwerden eines ganz Unbekannten regt sich schon ein feindseliges Gefühl. Mit boshafter Neugierde werfen wir auf ihn unsere Blicke, und kehren schadenfroh seine schwachen Seiten heraus, und bekriteln und belächeln ihm. Kaum können wir den Mund aufthun, ohne einander zu verläumden. Die üble Nachrede ist die Stärke des täglichen Gesprächs. Nehmt diese weg, so werden die Meisten wo nicht

um die ganze, doch um den besten Theil ihrer Unterhaltung gebracht. Sie wüßten sonst kein Wort vorzubringen und müßten stumm wie Fische seyn. Die Beredsamkeit versagt sich ihnen nur da nicht, wo sie auch beißen. Das ist eine wahre Lust für die Menschen, wenn sie Einen recht zerfleischen können! —

Das Familienleben ist meistens untergraben; wo die Natur die innigsten Gefühle einimpfte, da haben die Menschen nur Hader und Zwist aufkeimen lassen; die zartesten Verhältnisse hat Habsucht, Eitelkeit, Stolz verschlungen; die Ehe ist eine bloß politische Maafsregel geworden; immer wird äußerer Konvenienz, dem leeren Phantom einer eingebildeten Ehre, dem schmutzigen Gewinnste die Liebe zum Opfer gebracht. Wie selten ist aber auch das häusliche Glück geworden! Mann und Weib sind wie zwey Gefangene an einander geschmiedet und verbittern sich wechselseitig ihre Tage, über welche sie die Reitze des Himmels verbreiten könnten. Weil der Mann stärker ist, so glaubt er sich auch befugt, Tyrann zu seyn: dem schwachen und unglücklichen Weibe aber, das sich nicht auf die Künste der Schlaueit versteht, bleibt kein anderes Loos übrig, als in herzzerreißendem Gram ihre Jahre durchzutrauern und wie eine Blume, welcher der

erfreuliche Anblick der Sonne entzogen worden, hinzuwelken; denn es gibt keine gräulichere und unerträglichere Tyranney als die häusliche, deren Druck alle Augenblicke ausfüllt und nie frey athmen läßt. — Weh aber auch dem Manne, der seine Frau durch den Mißbrauch seiner Gewalt auf Abwege treibt, oder der unglücklich genug ist, einer solchen vereint zu seyn, die selbst auf Abwege geräth! — So oft man eine neue Ehe geschlossen sieht, wandelt Einen unwillkührlich der traurige Gedanke an: „Vielleicht wieder zwey Unglückliche mehr!“ — Die junge Nachkommenschaft biethet eine eben so wenig erfreuliche Betrachtung dar. So lange die Kinder noch klein sind, machen die Gefahren und die Unbehüllichkeit ihres Alters den Eltern zahllose Plagen, wogegen die unschuldige Anmuth ihrer Sitten nur ein kleiner Ersatz ist. Kaum sind sie der Schule entlaufen, so fangen sie auch an, ihre eigenen Eltern zu schulmeistern, dünken sich weiser als sie, und statt ihnen den vielen Kummer und die vielen Sorgen, die sie ihretwegen gehabt, durch ein liebevolles Betragen zu vergelten, werfen sie sich zu ihren Herrn auf und wollen ihnen gebiethen. So vergelten sie ihren Müttern die Wehen, die sie bey ihrer Geburt gelitten, die Thränen, die sie an ihrem

Krankenbette geweint, den Schweiß, den sie, um sie zu ernähren, geschwitzt haben! So vergelten sie ihren Vätern die Anstrengungen, die sie gemacht, um ihnen den Eingang in die Welt zu erleichtern! Fühlten es die Kinder, wie viel die Eltern ihretwegen ausgestanden haben, — sie müßten Ungeheuer seyn, wenn sie sich nicht dankbarer gegen sie benähmen. Freylich fühlen sie es dann erst recht lebhaft, wenn sie selbst Eltern werden und die ihrigen verloren haben! —

Was soll man nun anderswo erwarten, wenn man selbst dieses Heiligthum der Liebe durch Zwietracht entweiht sieht? — Verrätherey unter den vertrautesten Freunden, schändliche Undankbarkeit gehören beynahe zu den täglichen Erscheinungen. Feindschaften über Feindschaften und lechzende Rachsucht. Einer sucht, wie er dem Andern schaden und ihm das weitere Fortkommen erschweren möchte. Von der Gerechtigkeit keine Spur mehr, sie ist schon lange von der Erde verbannt. Wo ich nicht irre, ist es Plato, der sagt: „Bethet zu Gott, daßs er euch Kraft gebe, die Ungerechtigkeiten der Menschen zu ertragen!“ Und es liegt ein tiefer Sinn in diesem Ausspruche, denn wahrhaft gehört ein übermenschlicher Muth dazu. Was gibt es

wohl für euch Schmerzlicheres, als wenn ihr seht, wie man mit kanibalischer Lust alle eure Worte verdreht, allen euren Handlungen niederträchtige Absichten unterschiebt, eure edelsten Gesinnungen mit den schwärzesten Farben darstellt, Lügen über Lügen auf euch häuft, kein noch so schändliches Mittel unterläßt, um euch in der Meynung Anderer zu verderben, mit Einem Worte, wie man auf die grausamste und niederträchtigste Weise euren guten Nahmen mordet und dabey sich so geschickt zu benehmen weifs, daß man das Abscheuliche solcher Bubenthat ganz von sich abwälzt? — Es ist unglaublich, wie weit die Bosheit der Menschen reicht!

Aber selbst unter denen, die einander noch nicht in den Weg getreten sind, was sieht man denn? — Eine vollkommen ins Leben übergegangene Atomistik. Keine liebevolle Theilnahme, nur isolirte Ich's, die der Zufall neben einander hin und her schiebt; und kommt man in ihre Nähe, so fühlt man auch gleich die erstarrende Kälte. Lauter vereinzeltes Leben, das nicht zusammenwachsen will. Nur Habsucht, Eitelkeit, Stolz und jenes Heer eigennütziger Leidenschaften vermag sie zusammenzuballen; aber man sieht es diesem Hnäuel an, daß darin keine Liebe wohnt und

dass Jeder nur an sich denkt. Wenn auch von aufsen gefällige Formen sich blicken lassen, so wird man doch bald gewahr, dass nichts dahinter ist. Einer erhebt sich über den Andern. Jeder sucht nur, wie er, sey es durch Geltendmachung der Geburt, oder des Reichthums, oder des Ranges, auf den Nacken der Andern treten könne. Man liberalisirt, wo man damit Lob einerntet; kommt es aber daran, irgend etwas zum allgemeinen Besten und zu seinem eigenen Nachtheile zu thun, so wendet man gleich um. Man führt die Menschenrechte alle Augenblicke im Munde und beweist weit und breit, alle Menschen wären gleich: im Herzen aber nährt man die lächerlichsten und abgeschmacktesten Vorurtheile, und füttert sie groß, und bildet sich was darauf ein, und lässt sie Andern fühlen. So ist man, und gibt sich gleichwohl für den Verfechter der Freyheit aus. Man kommt zusammen, um nur etwas zu gewinnen, dieser auf diese, jener auf jene Weise, und weil Andere dazu behülflich sind, so hängt man an ihnen, hat aber keine Liebe im Herzen.

So geht's in der Welt zu! Nur schwache Spuren eines allgemeinen Bandes, nur selten der Zug innerer Verwandschaft. Das Leben ist in unendliche Kleinheit zersplittert, so dass

es der Menschheit nur in einzelnen Momenten noch, in einzelnen hervorragenden Männern gelingt, das Höchste darzustellen. Jener göttliche Hauch, die Liebe, ist entflohen; das heilige Feuer lodert nur hin und wieder und seine Strahlen können keinen Brennpunkt finden. Jeder lebt nur für sich, eine eiskalte Gleichgültigkeit macht alle theilnehmenden Gefühle immer mehr erstarren und das geliebte Ich ist der Anfangspunkt, ist das Endziel aller Handlungen. Jene edle Uneigennützigkeit, jenes erhabene sich Hinopfern für ein hohes Ziel, jener unüberwindliche Muth, sind beinahe Allen fremd geworden und für jede Unternehmung will man sich bezahlt machen. Die Folge davon ist ein matter und herzloser Charakter, ein Mangel an Energie, und eine unglaubliche Stumpfheit für das Erhabene, so daß es beinahe unmöglich wird, irgend etwas Großes, wobei man auf das Mitwirken Anderer rechnen muß, auszuführen. Wenn man diese Lieblosigkeit betrachtet und sie an die Idee der Menschheit hält, so möchte man glauben, ein ungeheurer Bau wäre zerfallen, wovon jetzt nur noch der Schutt zu sehen ist. Nichts will mehr von selbst zusammenwachsen; man muß mühsam die auseinandergeworfenen Stücke zusammentragen und sie durch Zwang

aneinander kitten. Partielle Mittelpunkte vermögen noch die verschiedenen Triebe zu bilden: der allgemeine Mittel- und Schwerpunkt ist kaum mehr in der Tradition zu finden. Nur die Liebe kann dieses Unheil aufheben. Durch die Liebe ist erst die Menschheit ein Ganzes; denn die Liebe ist ihre Centralsonne, die Alles belebt, durch geheime Bande zusammenhält und der Zersplitterung wehrt. So wie die Natur in's Unendliche sich individualisirt und an unzähligen Gebilden ihr Wohlgefallen findet, sie gleichwohl aber alle in einer gemeinschaftlichen Quelle zusammenfaßt und bindet, ja ohne diese Bindung aufhören würde, Natur zu seyn: eben so vereinzelt zwar auch die Menschheit sich bis in's Unendliche; sie muß aber ein allgemeines Leben, das alle Individuen beherrscht, führen; denn werden die Einzelnen nicht mehr durch ein geheimes Band zum gemeinschaftlichen Mittelpunkte hingezogen, so gleicht die Menschheit einem entseelten Leichname und die Einzelnen dem Gewürme, das an demselben nagt. —

E. Gänzliche Haltungslosigkeit des Alltagslebens.

Was kann man denn von dem Alltagsleben, wenn man ihm nur näher zusieht, für einen

andern Eindruck erhalten, als den einer gänzlichen Haltungslosigkeit, einer eitlen Fermentation, einer immerwährenden Ausdünstung, die zuletzt in nichts endet? — Es kommt, ohne zu wissen, woher? es eilt fort, ohne zu wissen, wohin? es strebt ohne zu wissen, wornach? und wozu? Man ist wie auf einer Jagd, hascht, was man eben erhaschen kann, immer von der Unruhe und Ungewissheit getrieben, ohne ein göttliches Ziel. Auch nicht der erste Ansatz zu einem festen Kerne! Alles geht darauf aus, sich mit immer neuen Reitzen zu betäuben, um nur nicht zur Besinnung zu kommen, um nur nicht seine Nichtigkeit gewahr zu werden. Gleichwohl bricht die ernste Betrachtung dann und wann durch. Gar Manches führt auf sie hin; man wird vielfältig in der Welt gezwickt, geprefst, gestossen; gar oft stockt's und will nicht weiter; Unfälle sind auch nicht selten; des Schmerzes ist gleichfalls viel und wo hat Jemand sein Lechzen zu befriedigen vermocht? — Dann kommt die Verzweiflung. Das muß ein ödes Gefühl seyn, so in die Welt und das Leben hinein zu stieren, nichts Bleibendes darin zu gewahren, nichts Hohes darin zu haben, und nur die ewige Flucht aller Freude zu sehen! —

Mag euch eure Lage anfangs noch so sehr

gefallen, bald erscheint sie euch prosaisch. Immer hohler, immer leerer wird euch die Welt, eine Freude nach der andern steigt hinab in die Nacht; im kalten Frost erstarrt die Schöpfung eurer Lust; es verschwindet, woran ihr sonst liebevoll gehangen; Alles wird eitel und aus der Morgenröthe eurer Jugend steigt ein Trauerflor herauf, mit dem eine unsichtbare Hand euren Himmel immer mehr und mehr überzieht. Uiberlasset euch nur blind dem wilden Strom, und ihr werdet bald sehen, in welcher öden Wüste er euch aussetzen wird.

Grausamer Widerspruch, der euch verfolgt! Wendet ihr euch, um aus dem Labirinthe herauszukommen, die Verwirrung zu entwirren und die Dinge in eure Gewalt zu bekommen, ganz dem Begriffe zu: so geht auch darüber Alles in Dunst auf. Ihr habt euch wohl aus den Armen der Welt losgewunden und über sie erhoben, seyd aber dafür in eine unendliche Leere gefallen, wo euch freylich Alles durchsichtig wie Wasser ist, wo euch aber nichts als unaussprechliche Trauer über die ermordete Welt zu Theil wird. Uiberlafst ihr euch dagegen dem bloßen Gefühle, so seht ihr euch hinausgetrieben auf ein wogend wallend Meer, das ein immerwährender Sturm in

ungestümen Fluthen bewegt. Tiefe Nacht lastet über euch, nur dann und wann von einzelnen Blitzen zerrissen, ein furchtbares Getöse erschreckt euer Ohr; unter euch — Abgrund, über euch — die eherne Hand des Schicksals, rings um euch — Ruinen, — überall das Wüthen der Zerstörung, das Aechzen der Unglücklichen, das Röcheln des Todes! — Dumpf und schwer liegt's euch auf der Seele! — — So rächt sich das Verschmähen der Ideen und ihrer Wissenschaft! Nur von den Ideen kommt des Lebens Kraft und seine ewige Jugend! —

Wie wohl wird es der Seele, wenn es ihr gelingt, aus der dumpfen Region der Leidenschaft, wo furchtbare Gewitter tobten und ihr Alles trübe ward und verwirrt, wieder in den reinen Aether einer ruhig-erhabenen Gemüthsstimmung zu gelangen, wieder aus der finstern Höhle in's Freye zu kommen, wieder klar in das Universum zu sehen, wieder sich selbst und die eigene Eitelkeit zu vergessen und in die Weltanschauung zu verfließen! Welch ein unendliches Gefühl ist das, wenn das Gemüth, durch heftige Erschütterungen bis in seine tiefsten Abgründe aufgeregt, und sich schon zur Ruhe neigend aber noch immer hin und her wogend, erhabenen Gegenständen sich zuwendet!

Verläßt man nur auf einen Augendlick das Reich der Ideen und geht in das Leben, wie es so von den Meisten gelebt wird, hinein: so wird man von einem Frost, von einer Angst und Bangigkeit ergriffen, als wie wenn man von den Armen des Todes gefaßt würde. Nur dadurch kann man sich mit ihm versöhnen, daß man göttliche Anschauungen in dasselbe trägt. Ohne diese ist es dumpfer als der Tod und nur Eckel oder niedrige Lust erregend, — nicht werth daß man deshalb das Blatt umkehre.

Die Philosophie will keineswegs die mancherley geringfügigen Geschäfte, an die der Mensch gebunden ist, verächtlich machen und dadurch die Führung derselben verleiden: sie lehrt ihn bloß, auch in sie eine große Gesinnung zu tragen und eine solche selbst mitten unter den geringfügigsten Kleinigkeiten zu bewahren. Ein Ideal in der Studierstube, in der Stille der Einsamkeit, in der Abgeschiedenheit von allen Störungen festzuhalten, ist eben nicht schwer: aber es im Geräusche der Welt, mitten unter Kummer und Sorgen, mitten unter den zahllosen Hindernissen, die wie ein schweres Gewicht auf den Geist drücken, mitten unter den verschiedenen Zerstreuungen, die die Kraft zertheilen und alles gediegenere Handeln in das gemeine Streben der Menge

einlenken; — es unter solchen Störungen gleichwohl klar und unverrückt vor dem Blicke zu erhalten und mit unermüdetem Eifer, mit nie erkaltender Wärme in's Leben zu bilden, das ist eine schwere Kunst. Darauf muß die Philosophie, wenn sie in die Geschichte der Nationen und der Individuen eingreifen will, hinarbeiten. Dieß thut sie aber auch wirklich: denn sie gibt dem Menschen sein eigenes Leben immer mehr in seine Gewalt, daß es nicht wie ein Rohr in der Wüste von den Winden hin und her geschaukelt werde oder sich ganz und gar zerstreue, sondern daß es einen festen Ansatz bekomme und sich aus demselben mit freyer Nothwendigkeit entwickele. Sie befreyt ihn von der Herrschaft des Zufalls, indem sie die einzelnen Stimmungen, durch die er sich dann und wann emporgehoben fühlt, immer mehr in Eine Masse zusammendrängt und ein ewiges Feuer in ihm anschürt. Dieß ist aber die größte Wohlthat, die nur immer dem Menschen erwiesen werden kann.

Nicht darin liegt die Gemeinheit des Lebens, daß es in diese oder jene Beschäftigung, die gewöhnlich gemein heißt, ausschlägt: sondern darin, wenn es in solchen Beschäftigungen ganz untergeht und nicht weiter fortschreitet. Gibt es wohl ein ärmlicheres Ge-

fühl, als wenn man so mit allen seinen Gedanken zwischen den Wänden seines Hauses gefangen sitzt, nur sein Gesinde, seinen Haushath, seine Aecker sieht, nur sein Gewerbe vor Augen hat und sich mühsam, wie ein Tagelöhner von einem Tag zum andern fortschleppt, ohne ein höheres Streben, als bloß um dem Glücke ein bischen mehr Nahrung und Bequemlichkeit abzujaßen, um mehr Prunk machen zu können? — So eine Existenz muß jedem besseren Gemüthe ganz zum Eckel werden. Wie viel reizender wird aber nicht diese Lage, wenn man mit höheren Ansichten in dieselbe geht! Nun veredelt sich selbst das Geringfügigste, weil es mit dem Bedeutendsten in Zusammenhang kommt. Man geht froh und getrost an die gewöhnlichen Geschäfte, weil man doch darin eine Spur tieferen Sinnes findet und sich nicht ganz aus dem Reiche der Ideen in ein plattes und leeres Daseyn verbannt sieht. Das Bewußtseyn von etwas Besserem gibt uns gewissermaßen ein gutes Gewissen. Durch das was der Mensch in seinem Busen trägt, hängt er mit dem Größten in der Geschichte zusammen. Er mag im bürgerlichen Leben auf eine noch so geringe Stufe gestellt seyn, so reicht er dadurch doch über dieselbe hinaus und nimmt an dem Höchsten

sten Theil. Auch in einer Bauernhütte kann man königliche Gefühle haben! —

Durch die Philosophie kann der Mensch über Alles erhaben seyn. Gibt es wohl etwas Höheres, als wenn man auf jenem Standpunkte anlangt, von welchem man sowohl die Nichtigkeit dessen, wornach die Menschen mit so ungemeinem Eifer streben, als auch die Herrlichkeit dessen, was ihnen gänzlich verborgen bleibt, gewahr wird? wenn man die eherne Binde angewohnter und allgemein gangbarer Vorurtheile sich abgenommen fühlt, und die Welt und das Leben, ohne von ihnen verschlungen zu seyn, klar übersieht? wenn man weder wie ein Sklave sich vor ihnen krümmt, noch mit übermüthiger Anmaßung über sie hinwegsieht? wenn man weder nach dem Flitterzeug des Lebens lüsterne Blicke wirft, noch durch seinen Rausch und Pomp sich betäuben und zu einer dummen Anbethung verleiten läßt: sondern wie ein Richter zu Gerichte sitzt und für Alles ein Maafs in sich findet? —

Dieselbe Philosophie wirkt auch jener Lieblosigkeit entgegen. Indem sie uns in der Natur überall Gottes Spuren zeigt, und uns alle Dinge lieben macht, läßt sie uns auch in den Menschen den verborgenen Gott nicht verkennen. Sie wendet unsere Blicke von ihren

Schwachheiten ab, und obwohl sie ihre Laster dem gerechten Abscheu weiht, deckt sie uns doch etwas Besseres als ihre Werke in ihnen auf und knüpft immer enger das zarte Band der Liebe. Selbst die Laster der Menschen haben für den tiefsinnigen Beobachter eine interessante Seite, weil sie nur verkehrte Tugenden sind. Indem sie uns also sogar im Bösen die Anlage zum Guten wahrnehmen läßt, versöhnt sie immer mehr das zerrissene Herz. Aber wie groß ist endlich ihre Bedeutung im Leiden!

F. Leiden.

Wohl wird man dann und wann des Lebens froh; aber des Elendes ist so viel, daß der Tod nicht selten willkommen ist. Zwischen Furcht und Hoffnung ist der Mensch eingezwängt und wird unaufhörlich zwischen ihnen hin und her getrieben. Aus Freud und Leid ist jeder seiner Augenblicke gewebt. Wenigen ist es gegeben, fröhlich und leichten Schrittes durch's Leben zu eilen, und über alle Sorgen mit nie gestörtem Leichtsinn hinwegzugleiten; die Meisten tragen des Schmerzes Keim in sich und der Kummer folgt ihnen wie ihr Schatten. Wenigen ist es gegeben, sicher im Hafen vor Anker zu liegen; die Meisten werden von

furchtbaren Orkanen auf dem Ocean des Lebens hin und her geschleudert und geängstigt. Oder ist Jemand unter euch, dessen Seele nicht vom Sturme verwüstet worden wäre? Habt ihr nie seine Qualen erfahren? Hat nie der Trauerflor euer Antlitz bedeckt? nie Kummer eure Stirne gerunzelt? nie die Thräne euer Auge genetzt? Habt ihr nie den Verlust unentbehrlicher Güter erlitten? Haben nie Verläumder an eurem guten Nahmen genagt? Ist euch nie das Herz in allen Richtungen durchbohrt worden? Wart ihr nie am Rande der Verzweiflung? Habt ihr nie wie Eschlaub gezittert und mitten unter den vielen Drangsalen vor Angst gebebt?

Und mit welchen grausamen Leiden hat nicht die Natur selbst den Menschen umstellt? — Zwar sandte sie ihn mit herrlichen Gaben ausgerüstet in die Welt; aber so wie er ihren Schoofs verließ, scheint sie ihn ganz vergessen zu haben und sich gar nicht mehr um ihn zu bekümmern. Sie ist gleichgültig gegen die Thränen, die ihm der Schmerz erpresst; seine Seufzer hört sie nicht und seine wehmüthigen Klagen erwiedert sie mit tiefem Stillschweigen. Zu ewigem Kampfe hat sie ihn verdammt, seine Nahrung muß er sich erkämpfen, seinen Körper muß er gegen alle

Elemente vertheidigen. Aber nicht nur diese hat sie zu seinen Feinden gemacht, ein zahlloses Heer von Krankheiten schickt sie ihm nach, die ihm von der Wiege bis zur Bahre auflauern und ihn mit den ausgesuchtesten Martern quälen. Sie verfolgt nur ihre Zwecke; für alle andern hat sie keine Rücksicht; es gibt sonst nichts Theures für sie, sie läßt sich durch nichts erweichen und nachdem sie das ganze Leben des Menschen mit Bitterkeit erfüllt hat, gräbt sie ihm kaltblütig mit eigener Hand das Grab und verschlingt ihr eigenes Kind. Das menschliche Leben ist eine Reihe von lauter traurigen Ereignissen. Durch die ganze Geschichte zieht sich eine ununterbrochene Tragödie. Grofse Männer haben meistens ein tragisches Ende genommen und immer verlangt das Schicksal die Vortrefflichsten zum Opfer.

Wo soll nun der Mensch vor jenen Martern Rettung suchen? — In einer genialen Philosophie. Ihr klagt über die zahllosen Leiden des Lebens; aber warum habt ihr euch auf den Boden alles Leidens begeben? warum sucht ihr Trost, wo nur Trauer ist? — So lange ihr in diesem engen Kreise bleibt, werdet ihr nie dem Elende entgehen, und ihr mögt noch so viele sogenannte Lebensphilosophieen zusam-

menschleppen, mit noch so vielen praktischen Regeln euer zerrissenes Gemüth ausflicken. Ihr müßt hinaus in's Weite, müßt große Dinge sehen: dann wird es schon anders werden. Auf diese Weise werdet ihr, statt euch im Jammern und Wehklagen zu erschöpfen, das Unglück selbst zu eurer Verherrlichung umwenden.

Die Meisten richten ihr Hauptbestreben darauf, alles Ungemach des Lebens von sich abzuwälzen und sich mit den Widerwärtigkeiten desselben auf was immer für eine Weise abzufinden. Sie wollen sich um jeden Preis vom Schmerze loskaufen, um nur zu den Annehmlichkeiten zu kommen: aber das ist es eben, was sie so kleinlich, so unzufrieden, so unglücklich macht. Der Mensch soll nicht vor jedem Sturme zaghaft entfliehen, oder ihm durch Kriechen und Schleichen ausweichen wollen, sondern ihm mit Muth die Stirne bieten. Nicht in sybaritischen Freuden darf er sein Glück suchen; er soll auch in einem standhaften Leiden den verklärten Genuß verkosten und wissen was das heiße, stärker denn alles Unglück zu seyn. Ein muthiger Kampf ziemt ihm mit dem Schicksale, und nicht das feige Bemühen, es durch Betteln und Winseln er-

weichen zu wollen; ein heldenmüthiger Tod und nicht ein weichliches Leben.

Wer in dem Leben nur eine Komödie sucht, wird auch nur ein Komödiant werden, sich selbst und Andern zum Zeitvertreib; wer aber etwas Bedeutendes leisten will, muß mit einer tragischen Stimmung in dasselbe treten, fest entschlossen, die unendliche Idee, von der er ergriffen ist, durchzuführen, und eher alle Vortheile, ja sich selbst hinzuopfern, als von ihr abzulassen. Sein Schicksal ist Kampf, oft hiernieden Untergang, aber immer ewiger Sieg: denn großer Seelen Triumph ist der heldenmüthige Tod. Darin zeigt sich die unendliche Macht ihres Entschlusses. Der Mensch soll jede Art des Eigensinnes in sich abtöden, aber jede Idee bis in den Tod vertheidigen. Ein großes Gemüth findet in tragischen Gefühlen seine beste Nahrung. Unter zarten schmelzenden Gefühlen ersticken gewöhnlich die heroischen. Ein Volk, in welchem die Tragödie nicht mehr lebt, hat schon in der Idee aufgehört zu seyn und es ist nur eine leere Erscheinung. Seine Geschichte ist abgelaufen, sein Leben ist Tändeln, es braucht weiter nichts als „Brod und Schauspiele.“ Aber ein Volk, das eines tragischen Schwunges

fähig ist, kann nicht untergehen: sein Leben glimmt auch unter der Asche fort. — —

Woher kommt wohl alle Kleinheit, alle Furcht und Verzagtheit, als von jenem Zusammengepreßtesteyn auf einen einzigen Punkt, auf unser Ich, auf die engen Schranken unserer Umgebung und was mehr oder weniger damit zusammenhängt? — Durch das bloße Brüten über sich selbst, wird dem Menschen keine Linderung zu Theil, und an was immer er sich auch in seiner nächsten Umgebung hängen mag, er wird doch keine dauernde Hülfe erhalten. Betäubung aber heilt nur ein oberflächliches Gemüth.

Wollt ihr Herrn über euren Schmerz werden, so müßt ihr in das allgemeine Leben, aus dem alle Wonne quillt, zurückgehen. Gelingt es euch, durch die Geschichte euch in der Menschheit zu verlieren, oder in der Natur den Hauch des unendlichen Geistes zu vernehmen, oder in die Gestirne zu entfliehen, oder auf irgend eine andere Art euch in der Weltanschauung zu versenken; so sind auch eure Qualen dahin, weil ihr die finstere und enge Höhle verlassen habt und mit dem Leben des ganzen Universums zu leben anfangt. Diefes gibt freilich stärkere und hinreissendere Pulsschläge. Was hat auch allen jenen, die im

Unglücke groß waren, so eine Riesenstärke gegeben, wenn nicht ihr Emporragen über ihre sterbliche Umgebung und ihr Hinüberreichen in den Glanz des ewigen Lebens? — Bleibt ihr in dem Dunstkreise irdischer Gefühle, so müßt ihr euch auch gefallen lassen, daß die Gewitter, die darin herrschen, euch niederschmettern. Eure Klagen werden überall ertönen: es gibt sie Alles unerhört zurücke. Dann bleibt euch nichts als Aechzen übrig, bis die Zeit, die mit ihrer Sense Alles mäht, auch euch begräbt.

Wie wichtig für den leidenden Menschen die Philosophie sey, erhellet daraus, daß ihr Hauptstreben eben darauf geht, seine Individualität mit vollkommen entwickeltem Bewußtseyn in das Universum, worin die Meisten kaum mit halbem Bewußtseyn wurzeln, zu verflechten, daß er Theil nehme an seiner Herrlichkeit und unendlich werde durch seine Unendlichkeit.

Die Widerwärtigkeiten dieses Lebens verursachen uns zahllose Qualen, aber nur dann, wenn wir uns ganz in die Hinfälligkeit hinabdrücken lassen und uns nur an lauter Endlichkeiten halten. Gelingt es uns, mit unseren Leiden Ideen zu verbinden und aus unserem Jammer in das Ewige hinauszublicken: so hat der

Schmerz selbst etwas unbeschreiblich Süßes. So wie das Licht, durch die Tropfen des Regens gebrochen, schöne Farben spielt, eben so ist die Anschauung göttlicher Dinge, wenn sie sich durch ein mit Thränen benetztes Auge bricht, um so hinreissender. Je mehr dann das Herz blutet, desto grösser wird es: denn es gibt kein erhabeneres Gefühl, als ein standhaftes Leiden und ein gänzlich Hinopfern des Sterblichen um des Unsterblichen willen. Welch eine feyerliche Stimmung bemächtigt sich der Seele, wenn ihr die Trauerposaune ertönt, wenn sie im Leben nichts, als den immerwährenden Nachhall des Trauerakkords vernimmt, wenn sie sieht, wie ihre vorigen Freuden entseelt da liegen, wie hohl Alles ist, wie der Tod hinter jeder irdischen Lust schleicht, und die Menschen an die Nichtigkeit dessen, wornach sie so sehr streben, mahnt, wie die kleinlichen Gefühle die Brust verlassen und dagegen erhabener sie schwellen, wie eine Eitelkeit nach der Andern hinabsteigt, wie die Gedanken sich immer mehr von dem Flitterzeug los machen, wie dagegen die Gräber sich aufthun und die Schatten grosser Männer, die sich im Leiden gross gezeigt, heraufkommen, wie die ernsten Gestalten der Dinge vorbeiziehen, wie sich die ewigen Ge-

heimnisse immer mehr enthüllen, wie die Stunden, mit Trauerflor umhangen, vorbey eilen und der letzte Augenblick mit ernstem Schritte naht. Nichts geht über diese Wonne. Jene tragische Hingebung, jenes schwermüthige Herumwandeln unter den irdischen Dingen, jene liebevolle Theilnahme an ihnen, ohne von denselben ganz ergriffen zu seyn, jenes Bewußtseyn ihrer Hinfälligkeit und ihres baldigen Untergangs, jene stumme Trauer über ihr Schicksal ist ein überaus erhebendes Gefühl, wenn gleich es dem Gemüthe einen Anstrich tiefer Melancholie gibt. In diesem Zustande enträthselt man am besten ihre ewige Bedeutung.

Gar Viele haben die Eitelkeit dieses Lebens erkannt und sich in vielfältigen Klagen darüber erschöpft: aber nur Wenige haben das Grofse gesehen, das selbst dieser Eitelkeit zum Grunde liegt. Es braucht nicht viel, um zu der Erkenntniß zu gelangen, daß Alles dem Tode geweiht ist; mehr gehört dazu um durch die Betrachtung des Todes sich zu der Wahrnehmung des unendlichen Lebens selbst zu erheben. Alle haben die Martern des Leidens erfahren; aber nicht Alle haben darin den Quell himmlischer Freude entdeckt.

So verklärt sich Alles durch die Philoso-

phie! Wissenschaft und Kunst, Welt und Leben, Freud und Leid! — Gestehen wir es uns nur freymüthig, unser Leben, in welcher Beziehung wir es auch betrachten mögen, das öffentliche sowohl als das häusliche, ist gar nicht der Art, daß es, sich selbst genügend, des Beystandes höherer Ideen und ihrer Wissenschaft nicht bedürfte.

...Welt und Le-
ben, Poesie und Kunst! —
...nur freigelegte, neuer Leben, in welcher
Beziehung wir es auch beschreiben mögen, das
öffentliche sowohl als die häusliche, ist gar
nicht der Art, dass es sich selbst genügend,
der freigelegte höhere Ideen und ihrer Ver-
anschaulichung nicht.

Verbesserungen.



S. 1. 4te Zeile von oben statt „jener“ lies „Jenen.“

S. 15. 5te Zeile von unten statt „ungezwunge“ lies
„ungezwungene.“



**Verzeichniß einiger Verlagsartikel von
Joh. Jac. Palm und Ernst Enke
in Erlangen.**

Beneken, G. W. F. Teuto oder Urnamen der Deutschen, gesammelt und erläutert. 8. 1816.
2 Thlr. oder 3 fl.

Bentham, Jer. Tactik oder Theorie des Geschäftsganges in deliberirenden Volksständeverksammlungen. Nach dessen hinterlassenen Papieren bearbeitet von St. Dümont gr. 8. 1817. 1 Rthlr. oder 1 fl. 30 kr.

Bund, der, der Teutschen. Eine patriotische und weltbürgerliche Idee. 8. 1814. geh. 8 gr. oder 30 kr.

Darstellung des Feldzuges der Verbündeten gegen Napoleon im Jahre 1815. Voran eine kurze Uebersicht des Feldzugs Napoleons gegen Rußland im Jahre 1812. Dritte Auflage. 8. 1815.
1 Thlr. oder 1 fl. 36 kr.

— des Feldzugs der Verbündeten gegen Napoleon im Jahre 1814. 1e u. 2e Abtheilg. 8. 1814.
2 Thlr. 13 gr. oder 4 fl. 3 kr.

— des Feldzuges der Verbündeten gegen Napoleon Bonaparte im Jahre 1815. Mit dem Plane der Schlachten bei Ligny und Belle-Alliance. 8. 1816.
2 Thlr. oder 3 fl.

(Alle 4 Bände zusammen kosten 5 Thlr. 13 gr. oder 3 fl. 39 kr.)

Fick, Dr. Joh. Christ. historisch-topographisch-statistische Beschreibung von Erlangen und dessen Gegend, mit Anweisungen und Regeln für Studierende. Mit dem Plane der Stadt und einer Ansicht derselben. 8. 1812. 1 Thlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr.

Kelber, Joh. Georg, die neuesten Leselehrarten. In einer kurzen Uebersicht, ihrem Wesen nach dargestellt und gewürdigt. Nebst einer Beantwortung der Frage: Welches die Eine wahre Unterrichts-Methode sey? 8. 1821. 16 gr. oder 1 fl.

Meusel, Joh. Georg, (Hofr. u. Prof.), vermischte Nachrichten und Bemerkungen historischen und literarischen Inhalts. 8. 1818. 20 gr. oder 1 fl. 18 kr.

Pöhlmann, Dr. Joh. Paul, Sammlung von unterhaltenden und lehrreichen Gedichten für die Jugend. Auch unter dem Titel: Materialien für Schullehrer zum Dictiren und zu Gedächtnisübungen ihrer Schulkinder. 8. 1818. Roh, ohne Kupfer

1 Thlr. oder 1 fl. 30 kr.

gebunden mit 6 illum. Kupfern 1 Thlr. 16 gr. oder 2 fl. 30 kr.

— — Blumenlese zur Verbreitung mythologischer Kenntnisse. Ein Lesebuch für die obere Klassen höherer Mädchenschulen. Mit erläuternden Anmerkungen. 8. 1819.

1 Thlr. oder 1 fl. 30 kr.

— — unterhaltende und belehrende Sammelschrift für die Jugend. Mit erklärenden Anmerkungen versehen. 8. 1819.

1 Thlr. oder 1 fl. 30 kr.

Seckendorff, Theres. Freiherr von, Lebensregeln, mit Erfahrungen aus dem Leben belegt, für Jünglinge, welche in die größere Welt treten wollen. 8. 1816.

1 Thlr 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

gebunden 1 Thlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.

Viehbeck, Friedr. Wilh. die Namen der alten Teutschen, als Bilder ihres sittlichen und bürgerlichen Lebens. 8. 1818.

9 gr. oder 36 kr.

Gołuchowski, Józef,

Die Philosophie in ihrem Verhältnisse zum Leben ganzer Völker und
einzelner Menschen ein Versuch

Erlangen 1822

Ph.u. 218 m

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10045890-7